

Onkel Zebra.

Memoiren eines Epicuräers,

von

E. M. Oettinger.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von L. H. Bösenberg.

1842.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

XXIX.

Geoffroy.

Es war zur Zeit des Kaiserreichs.

Ganz Paris kannte damals den Abbé Julien Louis Geoffroy, den Theaterkritiker des Journal des Débats, den Schrecken der Koulissenwelt. Der Abbé war nicht blos ein grundgelehrter Mann, ein guter Grieche, ein vortrefflicher Lateiner, ein vertrauter Freund der alten Classiker, sondern — was mehr als dies Alles sagen will — ein geistreicher Spötter, ein gefürchteter Kritiker, dessen geißelnder Gänsekiel manchem Künstler eine schlaflose Nacht, mancher Künstlerin einen Tag der Trauer bereitet hatte. Abbé Geoffroy war damals gerade das, was heut zu Tag sein Nachfolger Jules Janin ist, der König des Feuilleton, der Rhadamant der Bühnen-Dichter, der Attila der Schauspieler. Der Abbé beurtheilte — allwöchentlich einmal — die neuen Erscheinungen der Pariser Bühnen und erhielt dafür von der Redaction jener Zeitung jährlich 24,000 Francs, ein Honorar, das Niemand zu hoch finden wird, wenn man vernimmt, daß seine Mitarbeiterschaft dem Journal des Débats gegen 30,000 Abonnenten zugewendet hatte. Seine Kritiken — Mosaikbilder, aus Geist und Witz zusammengefügt — wurden von ganz Frankreich mit wahrem Heißhunger verschlungen: sein Urtheil galt als Ausspruch der höchsten Instanz, gegen die keine Appellation einzulegen war. Und so kam es, daß so oft unser Abbé Geoffroy im Théatre français — in der linken Prosceniumsloge, bewaffnet mit riesengroßer Lupe —

wie ein Hannibal ante portas erschien, manchem Römer dort oben auf den heißen Bretern, „die die Welt bedeuten," der Muth sank und manche Heldin unter ihrer Schminke erblaßte, sobald sie das Glas dieses Hannibals auf sich gerichtet sah. Kein Wunder also, daß Alles, was der Bühne angehörte, um die Gunst dieses Mannes buhlte. Jede Künstlerin pflegte für ihn das einnehmendste Lächeln, jeder Künstler die bestechendste Aufmerksamkeit für ihn in Bereitschaft zu halten, nicht etwa aus Achtung für sein Talent, sondern einzig und allein — wie das ja immer zu geschehen pflegt — aus Furcht vor der glühenden Sonde seines Urtheils, vor dem brennenden Stachel seines Witzes.

Dieser gefürchtete Mann, der, wie allgemein bekannt, auch einer der erleuchtetsten Feinschmecker jener genußsüchtigen, tafellustigen Kaiserzeit war, saß in seiner kleinen Bibliothek, behaglich ausgestreckt auf dem schwellenden Kissen eines äußerst bequemen, mit grünem Utrechter Sammet überkleideten Fauteuil, vertieft im Lesen eines dünnleibigen Duodezbändchens, das, betitelt „Geschichte des Alterthums, betrachtet vom Standpunkt der Gastronomie," einer der Notabeln des von Grimod de la Reynière gegründeten Feinschmecker-Klubbs, der, beiläufig gesagt, im Caveau moderne seine Sitzungen hielt, dem Abbé Geoffroy zu freundlicher Beurtheilung überreicht und die Sammetdeckel — aus Vorsorge, daß sie nicht so leicht abgenutzt werden — in Papiere eingehüllt hatte, die, von der Ferne betrachtet, Banknoten auffallend ähnlich sahen.

Der Abbé schien an der Lectüre dieses Werkchens, vielleicht auch an dem Einbande und Umschlage desselben, so viel Wohlgefallen zu finden, daß er — was sonst ganz gegen seine Gewohnheit war — den heldenmüthigen Entschluß gefaßt hatte, dieses Werk — vielleicht das Erste in seinem Leben — von der ersten Seite bis zur letzten aufmerksam durchzulesen, um

alsdann sein „unparteiisches Urtheil" darüber in einen anspruchslosen Winkel seines Feuilleton niederlegen zu können. Was doch nicht Alles ein mit Geschmack ausgestatteter Einband vermag! Aus diesem Buche erfuhr er nun manches Alte, das er schon lange vergessen, aber auch manches Neue, das er früher noch nicht gewußt hatte, denn welcher Mensch kann wohl Alles wissen? Höchstens ein Ignorant oder eingebildeter Thor; allein Abbé Geoffroy war weder das Eine noch das Andere.

Wir — meine Leser und ich — wollen nun so leise als nur möglich zum Fauteuil des Abbé hinschleichen, uns über seine Achsel lehnen und ihm in der Lectüre dieses Buches folgen, so lang es uns gefällt.

Der Abbé hält eben bei der Seite 9. Hier erfahren wir, daß der griechische Dichter Archestrates, der ein ganz ausgezeichnetes Werk über die Küchen-Cultur und Tafelfreuden seiner Zeit geschrieben, nach dem Zeugniß Polemons so mager gewesen sei, daß er vom Feinde, in dessen Gewalt er gerathen war, auf die Waage gesetzt, nicht viel mehr als ein Obolus oder Heller gewogen habe. — Unsere jetzigen Dichter, sagt der Abbé zu sich selbst, sind zwar viel dicker, ihre Werke aber desto magerer!

Hat unser Abbé nicht Recht? Doch weiter!

Mythekus, ein syrakusanischer Arzt, war nach Sparta gekommen, um dort den jungen Feinschmeckern Vorlesungen über die Plastik der Eßkunst und Unterricht in der höhern Stöchiometrie der Kochkunst zu ertheilen, um auf diese Weise die Theorie mit der Praxis, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Seine Vorlesungen hatten ihm bereits viele Zuhörer und seine Ragouts ihm viele Anhänger und Verehrer verschafft, als der Lacedemonische Magistrat auf den schlechten Einfall gerieth, diesen Demosthenes der Küche des Landes zu verweisen, weil die Gourmandise eines jener Laster sei, das die keuschen, einfachen Sitten der Republik gefährde. —

16*

Sparta hattte Recht, hören wir unsern Abbé hinzufügen. Von zehn Gourmets sind neun bestimmt Aristokraten. Wer einen Demokraten kirren und zwar so kirren will, daß er Jedem aus der Hand frißt, muß die Neigung zum Wohlleben in ihm erwecken, ihm gut zu essen, gut zu trinken geben, denn ein nüchterner Magen ist radical, ein fetter dagegen conservativ.

Was hält mein Leser davon? Aber weiter!

Agathon, ein griechischer Trauerspieldichter, gab nach der ersten Aufführung seiner ersten Tragödie sämmtlichen Zuschauern ein köstliches Abendbrodt, wahrscheinlich wohl nur darum, um sie durch die Freuden der Tafel für die folternde Langeweile seines Machwerks zu entschädigen. — Dieses menschenfreundliche Beispiel, meinte der Abbé, indem er mit einem goldenen Zahnstocher die Reliquien eines kurz vorher zu sich genommenen Zehnuhrbrodtes aus dem Wege räumte, dieses Beispiel, sage ich, sollte mancher unsrer modernen Bühnendichter befolgen!

Wem fällt dabei nicht Dieser oder Jener ein? Aber weiter!

Der verrückte Philosoph Chrysipp, der, wie Diogenes Laertes erzählt, keine seiner Schriften einem Könige widmen wollte — wer von uns kann dies dem guten Manne wohl verübeln — soll einmal den unappetitlichen Vorschlag gemacht haben, die Leichname der Menschen nicht zu verbrennen, sondern lieber zu verspeisen wie das Fleisch anderer Thiere. — Es wäre außerordentlich komisch gewesen, fügt Abbé Geoffroy hinzu, wenn dieser Vorschlag Anklang gefunden und ein Eßlustiger, etwa wie heut zu Tag: noch ein Stück Rehbraten, damals: noch eine Portion Leichnam, wo möglich von der Brust! begehrt hätte.

Schlechter Geschmack! Aber weiter!

Ein anderer Cyniker bat den König Antigonus: Herr, ich erdurste: reiche mir einen Tropfen Wein! Das ist keine königliche Gabe, erwiderte der Monarch. Nun denn, so schenke

mir ein ganzes Faß, bat die durstige Seele. Das, mein Sohn, ist keine cynische Bitte, entgegnete der König, und der arme Mann bekam weder das Eine noch das Andere. — So sind die Großen der Erde, seufzt der Abbé.

Pêcheurs, parlez-bas! Aber weiter!!!

Derselbe Antigonus ernannte einst seinen Lieblingskoch Euterpion, der für den königlichen Gaumen ein neues Gericht erfunden hatte, gleich wie das Volk von Athen den Sophocles nach der ersten Aufführung seiner Antigone, zum Mitfeldherrn des Pericles, zum Generalissimus seiner ganzen Armee. — Beweis, fügt der Abbé hinzu, daß ein kluger Koch mindestens eben so viel werth ist, als ein dummer Philosoph!

Amen! Aber fortgefahren!

König Demetrius Phalareus veranstaltete einst ein Gastmahl, so großartig, daß sein Koch Moschion, dem er, als Tribut der Anerkennung, die übrig gebliebenen Speisen zu schenken geruhte, sich von dem Ertrage derselben drei Meierhöfe gekauft hatte. Schöne, goldene Zeit, seufzt der Abbé. Heut zu Tage fällt von den Tafeln der Großen oft nicht so viel ab, daß ein blöder Hund davon satt werden kann.

Nicht gestichelt, mein Herr Abbé! Aber weiter!

Man kann nicht von Hunden reden, ohne an Nabuchodonosor, den berüchtigten Judenverfolger, erinnert zu werden. Dieser König hatte sich — vielleicht nicht mit Unrecht — die fixe Idee in den Kopf gesetzt, ein Rindvieh zu sein und geruhte daher sieben lange Jahre nichts zu essen als Heu. O heu! ruft der Abbé.

O Stroh, rufen wir und lesen weiter!

Einen weit vernünftigern Geschmack hatte der Perserkönig Darius, der überhaupt der größte Feinschmecker seines Zeitalters war und eine Unzahl von Köchen hatte. Aber viele Köche — er hätte dies wissen sollen — verderben den Brei. Darius vernachlässigte sein Reich und verlor eine Stadt nach

der andern. Unter den Gefangenen, welche Parmenio, einer der Feldherren Alexander des Großen, bei der Einnahme von Damascus gemacht, befanden sich nicht weniger als 277 Mundköche des Darius, 129 zum Auf- und Abtragen der Speisen bestimmte Sklaven, 70 Mundschenken, welche Wein und 17, welche Wasser kredenzten, 40 Sclaven, die den Wein parfümirten und 66, die nichts anderes zu thun hatten, als Blumen um die Schüsseln und Becher zu flechten. Ein stattlicher Hofstaat! ruft der Abbé. Dieser Darius hatte mehr Köche, als mancher unserer Duodezfürsten Unterthanen.

Die Angeln seines Mundes wollten sich eben zu einem ironischen Lächeln öffnen, als sein Galopin oder Laufbursche — die damalige Zeit hatte, leider! noch nicht die unbezahlbare Erfindung der Jockeys und Grooms gemacht — mit einem ehrerbietigen Kratzfuß und einem kleinen Brief eintrat, den er seinem Herrn überreichte.

— Von? fragte der Abbé.

— Mademoiselle Duchesnois.

— Ah, schmunzelte Monsieur Geoffroy, warf das Buch schnell bei Seite und nahm das zierliche Billet, welches so viel Wohlgeruch ausathmete, daß der Abbé es prüfend unter die Nase hielt.

— Du lavande, sagte er, öffnete es mit allen Anzeichen großer Neugier und las:

Mein lieber Abbé.

Wollen Sie mir übermorgen, nach der Aufführung des neuen Trauerspiels, das Vergnügen Ihres mir immer so angenehmen Besuches schenken und mit einigen meiner Freunde und Freundinnen eine spartanische Suppe theilen, so werden Sie dadurch unendlich erfreuen Ihre

ganz ergebene

Josephine Duchesnois.

— Mademoiselle hat übermorgen eine neue Rolle zu spielen. Ich verstehe, sagte er mit blinzelndem Lächeln und legte das Billet in seine Falten zurück. Ich soll mit ihnen eine spartanische Suppe theilen? Mir fällt dabei der arme Nauklides ein, den, wie ich vor zehn Minuten in jenem Büchlein gelesen, das Scherbengericht zu fünfjähriger Verbannung aus Sparta verurtheilt hatte, weil er ein entschiedener Gegner dieser von Lykurg decretirten Suppe war. Wir — der Abbé pflegte, wie fast jeder Kritiker, von sich immer im Plural zu reden — wir haben nun freilich keine Verweisung, aber, was am Ende viel schlimmer ist, eine Indigestion zu befürchten, falls uns das jus nigrum, die schwarze Suppe, zu der sie uns einladet, nicht recht behagen möchte. Dies soll uns jedoch nicht abhalten, die freundliche Einladung anzunehmen, denn wir wissen aus eigener Erfahrung, daß die Duchesnois nicht blos eine große Künstlerin, eine liebenswürdige Gesellschafterin, sondern auch — was ihr in unsern Augen mehr als alles Andere Reiz verleiht — eine tactfeste Feinschmeckerin ist, die überdem einen der gediegensten Köche, einen der vielbegabtesten Jünger des großen Carême — möge ihn Gott noch viele Jahre erhalten! — und einen ziemlich vernünftigen Weinkeller hat. Erst unlängst, nach der Vorstellung der neu einstudirten Phädra, tranken wir bei ihr einen Clos-Vougeot, der uns zehnmal lieber als ihre Phädra war. Eh bien, nous viendrons!

Mit diesen Worten schloß Herr Geoffroy seinen Monolog, nahm dann wieder das kleine Buch zur Hand und schlug das zweite Kapitel auf:

Geschichte der Römer.

Wenn es meinem Leser gefällig ist, so wollen wir unserm Abbé wieder über die Achsel in's Buch schauen und unsichtbare Zuhörer seiner Randglossen sein.

Der römische Consul Herodes Atticus hatte das Unglück, ein Söhnlein zu haben so dummer Art, daß es nicht einmal

die Buchstaben des Alphabets im Gedächtniß zu behalten vermochte. Der Vater, der sich die Dummheit seines Söhnleins sehr zu Herzen nahm, kam auf den glücklichen Gedanken, ihm 24 Mundköche zu halten und Jedem derselben einen Buchstaben mitten auf den Bauch zu malen. Durch das immerwährende Anschauen der Buchstaben und durch das ewige Rufen der Köche, die nur auf ihren Buchstaben hörten, lernte das Söhnlein endlich das Alphabet und nachher im sechzehnten Jahre sogar die schwierige Kunst des Buchstabirens. — Später, meint unser Abbé, ist er sicherlich, wie sein Vater, Consul oder Senator geworden.

Kannibalische Malice! Aber weiter!

Ein anderer Consul, Cajus Duillius, erhielt für den ersten Sieg, den er 260 vor Christi Geburt über die Carthager davon getragen hatte, vom Senate die Erlaubniß, bei seiner Abendtafel Musik und Fackelbeleuchtung auf Kosten des Fiscus einführen zu dürfen! — Heut zu Tage ist man weniger großmüthig, glossirt der Abbé. Jetzt würde man ihm höchstens einen Orden an die Brust oder, nach seinem Tode, einen Stein auf's Herz wälzen.

O Monumentensucht!

Ein anderer Consul, Marcus Aufidius Lurco, erfand die Kunst, Pfauen zu mästen und erwarb sich dadurch in kurzer Zeit ein Vermögen von 60,000 Sestertien. Verdient dieser Mann, ruft Abbé Geoffroy, nicht auch ein Monument?

Ganz bestimmt! Wir subscribiren! Aber weiter!

Der römische Feldherr Manlius Curius war ein leidenschaftlicher Verehrer von Rüben. Als die Sabiner ihn durch Gold bestechen wollten, wies er es mit Verachtung zurück und bat sich dafür Rüben aus. — Ob gelbe oder weiße Rüben, fügt der Abbé hinzu, davon schweigt die Geschichte.

Jammerschade! Aber fortgefahren!

Einer der größten Käseliebhaber aller Zeiten war Kaiser Antonius Pius. Nach einer einzigen Mahlzeit aß er sechs Pfund und — drei Stunden später war er todt. Ein schöner Tod! meint unser Abbé.

Geschmacksache, aber weiter!

Die römischen Schwelger bedienten sich zur Erleichterung des überfüllten Magens und zur Wiederbelebung der schlaff gewordenen Eßlust gewisser Vomitivmittel, die sie gleich nach Tische einnahmen. Auch bedienten sie sich, wie Suetonius berichtet, der schönen Federn des Flamingo's, die deshalb ein unentbehrliches Stück in den Etuis der römischen Prasser waren. — Schade, daß diese Mittel aus der Mode gekommen sind, sagt der Abbé, schlug — seinem Vorsatze ungetreu — ein Paar Seiten um und begann jetzt das dritte Kapitel.

Geschichte der Gothen.

Theodorich, König der Ostgothen, ließ, wie Jedermann weiß, den Papst Symmachus hinrichten. Eines Tages, als man dem König bei der Tafel einen Stockfisch auftrug, glaubte er in ihm das Haupt seines hingerichteten Feindes — des heiligen Vaters — zu erblicken. Theodorich erschrickt, legt sich zu Bette und — stirbt.

Die Mundangeln des Abbé Geoffroy wollten sich abermals zu einem ironischen Lächeln aufthun, als sein Laufbursche zum zweiten Male eintrat. Diesmal aber brachte er kein lavendelduftendes Billet, keine Einladung zu einer spartanischen Suppe, sondern einen noch halbnassen Abdruck vom Journal des Débats, das am andern Morgen erscheinen sollte.

Der Abbé schob das kleine Buch bei Seite, nahm das große Blatt, setzte sich an sein Pult, spitzte seine Feder und schickte sich an, das langweilige Geschäft der Correctur zu besorgen. Das Feuilleton enthielt unter Anderm eine höchst geistreiche Beurtheilung der neu einstudirten Phädra, worin

Demoiselle Duchesnois die Titelrolle und Talma den Hippolyte so meisterhaft dargestellt hatten, daß ganz Paris davon entzückt gewesen war. Bei der Erstern hatte er seine Feder — comme à l'ordinaire — in Honig und Rosenwasser, bei dem Letztern hingegen — auch wie gewöhnlich — in Galläpfel und Scheidewasser getaucht, d. h. mit klaren dürren Worten: Dame Phädra in den Himmel und den armen Hippolyte in den Staub gezogen. Talma gehörte bekanntlich zu den Abneigungen unsers Abbé, der ihn — unter uns gesagt — hauptsächlich darum nicht leiden konnte, weil dieser Talma vielleicht der Einzige von Allen war, der zu viel Stolz besaß, um, wie seine andern Collegen, dieser gefürchteten Theatergeißel den Hof zu machen. Aber trotzdem, daß Geoffroy fast jede Leistung Talma's boshaft bekrittelte und selbst das Lob so zu mischen verstand, daß es stets einen Beigeschmack von Tadel in sich trug, trotzdem besaß Talma große Achtung vor dem Geiste seines Gegners und wußte, der Biene gleich, selbst aus dem Gifte jener beißenden Kritiken Honig für seine Kunst zu saugen. Ein elender Koulissenreißer hätte freilich ganz anders gehandelt: dem Abbé Geoffroy etwa Nachts beim Nachhausegehen aufgelauert und mit rohen Fäusten auf den Rücken seines Gegners Antikritiken geschrieben; Talma aber, ein gebildeter Mann, ein Künstler im schönern Sinne des Worts, suchte seinen Gegner dadurch zu entwaffnen, daß er auf jede neue Rolle größeres Studium verwandte. „Ich bin doch neugierig zu erfahren," pflegte er manchmal zu sagen, „was Papa Geoffroy an der Auffassung dieses Charakters, an der Durchführung dieser Rolle auszusetzen haben wird. Wird es mir denn nie gelingen, ihn zufrieden zu stellen? Der Tadel eines geistreichen Mannes — und das ist Papa Geoffroy — hat mehr Werth in meinen Augen als das Lob eines Schwachkopfs." — Das eben ist der Unterschied zwischen einem Künstler und einem Pfuscher, daß Dieser nur Lob, Jener auch Tadel ertragen kann.

— Die Correctur ist gemacht, sagte der Abbé und rieb sich seelenvergnügt seine weißen runden Hände. Unsere Duchesnois wird über den Weihrauch, den wir ihr gestreut, morgen früh in Verzückung, unser stolzer Talma dagegen in Harnisch gerathen, denn das ist — aufrichtig gesagt — das Boshafteste, was ich je in meinem Leben über ihn geschrieben habe. Wir wollen doch sehen, ob wir seinen Stolz nicht mürbe machen können, ob er nicht endlich, wie die Andern, zu Kreuze kriechen wird! Talma ist — Niemand wird ihm diesen Ruhm streitig machen — gegenwärtig der größte Künstler Frankreichs, der glänzendste Stern an unserm Theaterhimmel. Aber auch die Sonne hat ihre Flecken und Talma seine Schwächen, so gut als jeder andere große Mann; doch weil er so stolz, so hochmüthig gegen mich ist, suche ich blos die Schattenseiten seiner Leistungen zu beleuchten, während ich bei der Duchesnois, umgekehrt, nur die Lichtseiten hervorhebe. Es wird Leute geben, die dies „Parteilichkeit" nennen. Zugestanden! Aber ich werde mich darum nicht ändern. Wie man uns grüßt, so danken wir auch!

Darauf machte der Abbé seine Toilette und ging zu Tische.

II.

So eben hat es Eilf geschlagen. Die Vorstellung im Théâtre français ist beendigt. Die Duchesnois und Talma sind gerufen worden. Die entzückte Menge der Zuschauer zertheilt sich nach allen Richtungen der Stadt. Abbé Geoffroy, der Kritiker par excellence, steigt an der Ecke der Rue Richelieu in einen Fiaker und fährt jetzt zu Mademoiselle Duchesnois. Unsere Erzählung begleitet ihn in die Wohnung dieser Künstlerin.

In einem durch Girandolen glänzend erleuchteten Zimmer, dessen Wände mit den Bildnissen der berühmtesten Künstler

Demoiselle Duchesnois die Titelrolle und Talma den Hippolyte so meisterhaft dargestellt hatten, daß ganz Paris davon entzückt gewesen war. Bei der Erstern hatte er seine Feder — comme à l'ordinaire — in Honig und Rosenwasser, bei dem Letztern hingegen — auch wie gewöhnlich — in Galläpfel und Scheidewasser getaucht, d. h. mit klaren dürren Worten: Dame Phädra in den Himmel und den armen Hippolyte in den Staub gezogen. Talma gehörte bekanntlich zu den Abneigungen unsers Abbé, der ihn — unter uns gesagt — hauptsächlich darum nicht leiden konnte, weil dieser Talma vielleicht der Einzige von Allen war, der zu viel Stolz besaß, um, wie seine andern Collegen, dieser gefürchteten Theatergeißel den Hof zu machen. Aber trotzdem, daß Geoffroy fast jede Leistung Talma's boshaft bekrittelte und selbst das Lob so zu mischen verstand, daß es stets einen Beigeschmack von Tadel in sich trug, trotzdem besaß Talma große Achtung vor dem Geiste seines Gegners und wußte, der Biene gleich, selbst aus dem Gifte jener beißenden Kritiken Honig für seine Kunst zu saugen. Ein elender Koulissenreißer hätte freilich ganz anders gehandelt: dem Abbé Geoffroy etwa Nachts beim Nachhausegehen aufgelauert und mit rohen Fäusten auf den Rücken seines Gegners Antikritiken geschrieben; Talma aber, ein gebildeter Mann, ein Künstler im schönern Sinne des Worts, suchte seinen Gegner dadurch zu entwaffnen, daß er auf jede neue Rolle größeres Studium verwandte. „Ich bin doch neugierig zu erfahren," pflegte er manchmal zu sagen, „was Papa Geoffroy an der Auffassung dieses Charakters, an der Durchführung dieser Rolle auszusetzen haben wird. Wird es mir denn nie gelingen, ihn zufrieden zu stellen? Der Tadel eines geistreichen Mannes — und das ist Papa Geoffroy — hat mehr Werth in meinen Augen als das Lob eines Schwachkopfs." — Das eben ist der Unterschied zwischen einem Künstler und einem Pfuscher, daß Dieser nur Lob, Jener auch Tadel ertragen kann.

— Die Correctur ist gemacht, sagte der Abbé und rieb sich seelenvergnügt seine weißen runden Hände. Unsere Duchesnois wird über den Weihrauch, den wir ihr gestreut, morgen früh in Verzückung, unser stolzer Talma dagegen in Harnisch gerathen, denn das ist — aufrichtig gesagt — das Boshafteste, was ich je in meinem Leben über ihn geschrieben habe. Wir wollen doch sehen, ob wir seinen Stolz nicht mürbe machen können, ob er nicht endlich, wie die Andern, zu Kreuze kriechen wird! Talma ist — Niemand wird ihm diesen Ruhm streitig machen — gegenwärtig der größte Künstler Frankreichs, der glänzendste Stern an unserm Theaterhimmel. Aber auch die Sonne hat ihre Flecken und Talma seine Schwächen, so gut als jeder andere große Mann; doch weil er so stolz, so hochmüthig gegen mich ist, suche ich blos die Schattenseiten seiner Leistungen zu beleuchten, während ich bei der Duchesnois, umgekehrt, nur die Lichtseiten hervorhebe. Es wird Leute geben, die dies „Parteilichkeit" nennen. Zugestanden! Aber ich werde mich darum nicht ändern. Wie man uns grüßt, so danken wir auch!

Darauf machte der Abbé seine Toilette und ging zu Tische.

II.

So eben hat es Eilf geschlagen. Die Vorstellung im Théâtre français ist beendigt. Die Duchesnois und Talma sind gerufen worden. Die entzückte Menge der Zuschauer zertheilt sich nach allen Richtungen der Stadt. Abbé Geoffroy, der Kritiker par excellence, steigt an der Ecke der Rue Richelieu in einen Fiaker und fährt jetzt zu Mademoiselle Duchesnois. Unsere Erzählung begleitet ihn in die Wohnung dieser Künstlerin.

In einem durch Girandolen glänzend erleuchteten Zimmer, dessen Wände mit den Bildnissen der berühmtesten Künstler

Frankreichs geschmückt waren, stand ein runder, mit blendend-weißem Damast überkleideter Tisch, mit acht Couverts. Nichts, beiläufig gesagt, trägt mehr zur Verschönerung der Tafel und zur Anreizung der Eßlust bei, als eine glänzende Beleuchtung. Die köstlichsten Speisen, in einem zweifelhaften Zwielichte oder gar im Finstern servirt, munden weniger als die einfachste Schüssel, die man uns bei Lichte präsentirt. Der magische Glanz der Kerzen weckt in unserm Magen den schlummernden Funken des Appetits, in unserer Seele den Keim der Heiterkeit. Der wahre Gourmand zieht darum ein Souper drei Mittagstafeln vor. Was den Tisch selbst anlangt, so eignet sich keine Form so gut für ein kleines Gastmahl als die runde. Sie beseitigt die für manchen Amphitryon eben so schwierige als lästige Rangordnung der Gäste. An einem runden Tische giebt es kein Oben und kein Unten, da ist ein Platz so ehrenwerth als der Andere, da giebt es keine Ecke, keine Lücke, Jeder fühlt sich da behaglicher als an einem langen Tische, der für den Gastgeber auch noch die Schwierigkeit hat, daß er seine Gäste nicht mit einem Blicke überschauen kann; überdem erschwert ein langer Tisch den raschen Kreislauf der Conversation, denn ein Gast, der an dem obern Ende sitzt, kann nicht Theil nehmen an dem Gespräche, das am untern Ende geführt wird. Eckige Tische führen auch eckige Conversation herbei. Mademoiselle Duchesnois beherzigte das Gebot des alten Grafen de Montluc, der nie weniger als drei und nie mehr als neun Gäste zu sich bat. Er wollte entweder nur mit Grazien oder Musen die harmlosen Freuden der Tafel theilen. Unsere liebenswürdige Künstlerin hatte, nach dem Muster der alten Griechen, zu Ehren der Göttin Pallas nur sieben Gäste geladen, weil die Zahl Sieben das Symbol der Jungfräulichkeit ist. Alle ihre Gäste waren unverheirathet. Abbé Geoffroy saß zwischen dem koketten Lustspiel und der erhabenen Tragödie, zwischen Mademoiselle Mars und Mademoiselle Duchesnois,

wie eine Muschel zwischen zwei Perlen, ihm gegenüber Talma zwischen der reizenden Mademoiselle Georges und der schönen Mademoiselle D...., umgekehrt wie eine Perle zwischen zwei Muscheln.

Jeder meiner Leser, der einmal im Leben die unverzeihliche Thorheit begangen hat, beißende Theaterkritiken zu schreiben, wird mir einräumen, daß es ein peinliches Gefühl, eine unbehagliche Situation ist, heute an froher Tafel einem Manne gegenüber zu sitzen, den man — Verzeihung, wenn ich mich des gewöhnlichen Kunstausdrucks bediene — gestern furchtbar heruntergerissen hat. In einer solchen Situation befand sich auch Abbé Geoffroy, der unserm Talma gegenüber saß. Dieses vis-à-vis fiel ihm Anfangs wie ein drückender Alp auf's Herz; zum Glück aber war dieses vis-à-vis ein so fein gebildeter Mann, daß er, wohl wissend, welche Rücksicht er der Dame des Hauses schuldig sei, die zornige Aufwallung verbiß und — zur Freude der ganzen Tischgesellschaft — seinen Gegner Anfangs mit Artigkeiten aller Art dergestalt überhäufte, daß dieser dadurch um so mehr in Verlegenheit gerieth. Zum Glück kam jetzt die Suppe. Es war eine Potage à la Camerani, erfunden von einem italienischen Sänger, der seinen Namen, welcher sonst schon längst verschollen wäre, durch eben diese Suppe in's Pantheon der Unsterblichkeit eingegraben hat.

— Wie schmeckt Ihnen, theurer Abbé, diese Suppe, fragte Mademoiselle Duchesnois.

— Wie ein Kuß von schönem Munde, erwiderte der galante Kunstrichter und warf dabei einen zärtlichen Blick zu Mademoiselle Georges hinüber, deren Schönheit — freilich nur auf kurze Zeit — sogar die Aufmerksamkeit des Kaisers gefesselt hatte. Durch welche Kleinigkeiten Mancher heut zu Tag berühmt werden kann, fuhr er fort. Der Name dieses Camerani wird länger leben als der manches großen Künstlers. — Wer würde wohl wissen, daß jemals ein Marquis de Becha-

mel gelebt, hätte dieser Mann nicht die glückliche Idee gehabt, jene pikante Zwiebelsauce zu erfinden, die noch heute seinen Namen führt. Wer würde nicht schon längst vergessen haben, daß zu Ludwigs XIV. Zeiten ein Prinz von Soubise gelebt, wäre er nicht der Begründer einer neuen Cotelette-Branche, die seinen Namen der Unsterblichkeit überliefert hat.

— Diese Cotelettes à la Soubise, fiel ihm Talma in die Rede, erinnern mich an eine Anecdote, die ich gestern im Foyer der großen Oper gehört. Ein junger Marquis aus dem Languedoc bewarb sich bei Cambacères um eine diplomatische Anstellung. Ich habe keine große Idee von diesem Menschen, sagte der Kanzler zu Talleyrand. Er hat noch niemals Pudding à la Richelieu gegessen, und kennt die Cotelettes à la Soubise nicht einmal dem Namen nach. Aus solchem Menschen kann nie ein großer Diplomat werden. — Vielleicht aber ein kleiner Kanzler, erwiderte der diable boiteux der Diplomatie.

Der Diener reichte jetzt frische Austern, welche Mademoiselle Duchesnois direct aus Ostende erhalten, und gleich darauf Turbot à la sauce au homard herum.

— Heute Morgen, begann Abbé Geoffroy, las ich in einem neu erschienenen Werkchen, der Chan der Tartarei lasse sich bei der Tafel nur von dicht verschleierten Sklaven bedienen, damit ihr Athem keine der Speisen, die sie ihm vorstellen, berühren könne. Ich — in diesem Kreise genirte es ihn, von sich im Plural zu sprechen — ich, wiederholte er, bin weniger streng, möchte aber doch den unschuldigen Vorschlag machen, daß jeder Diener, welcher die Ehre hat, uns eine Speise zu präsentiren, wenigstens Handschuhe trage, denn, ich frage Sie, meine Herren und Damen, giebt es wohl etwas Unappetitlicheres als einen rohen Daumen, der sich über den Rand der Schüssel verirrt?

— Germain, rief Talma.

— Was befehlen Herr Talma, fragte der Diener.

— Nimm hier diese funfzig Francs und kaufe Dir dafür morgen früh ein Dutzend Handschuhe.

— Ich danke Ihnen, Herr Talma, stotterte der schamroth gewordene Bursche.

Abbé Geoffroy verstand diesen Stich und wurde dadurch etwas decontenancirt.

— Auch ich, begann Mademoiselle Duchesnois, habe jenes Werkchen, das der Abbé vorhin citirt, vor Kurzem gelesen und Manches darin gefunden, was mich außerordentlich interessirt hat. Der König von Abyssinien, las ich, hält es unter seiner Würde, die Speisen mit allerhöchst eigener Hand zum Munde zu führen. Seine Pagen müssen ihm das Fleisch zerschneiden und stückweise in den allerhöchsten Rachen schieben.

— Wenn es Ihnen Spaß macht, Abbé, flüsterte die schelmische Mars, so will ich Ihnen die Mühe ersparen, dieses Cotelette selbst zu zertheilen und Ihnen, wie dem König von Abyssinien, einen Bissen nach dem Andern zuführen.

— Meine schöne Hippoly, das ist gar kein übler Einfall, sagte Talma. Doch weiß ich, weshalb Sie das thun wollen, Sie hoffen unserm verehrten Herrn Abbé dadurch bildlich den Mund zu stopfen.

— Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, liebe Mars, erwiderte Geoffroy. Ich hoffe den Weg zu meinem Munde besser als zu Ihrem Herzen zu finden. Und während er sich unter den Tisch bückte, um die Serviette, die ihm vom Schoos herabgefallen war, wieder aufzuheben, verirrte sich Talma's Fuß zu dem Füßchen der Mars und Geoffroy's Hand zum Knie der Mademoiselle Duchesnois. Als der Abbé gleich darauf den Kopf wieder in die Höhe hob, stieß er mit dem Ellnbogen das vor ihm stehende Salzfaß um.

— Das bedeutet Verdruß, lieber Abbé, lächelte Mademoiselle Georges.

— So behauptet es wenigstens der Aberglaube, fügte die Mars hinzu.

— Und woher datirt sich dieser Aberglaube, fragte Mademoiselle Duchesnois.

— Vom neuen Testamente, erklärte der Abbé, der mit Vergnügen diese Gelegenheit ergriff, sein Wissen auszukramen. Als der Heiland seinen zwölf Jüngern ein Abendmahl gab, war es der Verräther Judas Ischariot, der in der Heftigkeit seiner Rede das Salzfaß umgeschüttet haben soll. Daher der Aberglaube, daß ein umgeworfenes Salzfaß der Vorbote lauernden Verrathes, daher auch der Aberglaube gegen dreizehn Tischgenossen, weil man annimmt, daß Einer darunter ein Judas Ischariot ist, der seinen Freund verräth und in's Verderben stürzt.

— Wie froh bin ich, daß wir unserer nicht mehr als Acht sind, sagte Mademoiselle Georges.

— Dessenungeachtet kann unter uns dennoch ein Verräther sein, warf Talma hin, der jetzt in der Laune war, seinen Gegner durch kleine Stichelreden zu prickeln.

— Unser Abbé weiß aber doch Alles, fügte Mademoiselle Duchesnois hinzu, um Talma's bittere Pille ein wenig zu überzuckern.

Der Diener reichte jetzt Faisan rôti und Choux de Bruxelles aux truffes herum.

Als der Abbé sich ein Flügelstück aus der Schüssel herausholen wollte, warf er mit dem andern Arm das volle Weinglas um. So ungeschickt war er sonst nie gewesen; aber sein vis-à-vis mit seinen Stichelreden hatte ihn so zu sagen ganz verdutzt gemacht. Eben erst hatte er das Salz und jetzt den Rothwein umgeschüttet. Er hätte sich ohrfeigen oder mit Füßen treten mögen, daß er in der Gesellschaft dieses Talma's sich so linkisch benahm, wie ein Mensch aus der Provinz, der noch nie an einer vornehmen Tafel gespeis't. — Talma seiner-

seits benutzte die Gelegenheit, dem Abbé von Neuem etwas anzuhängen.

— Schade um das blendend weiße Tischtuch, rief er aus und trommelte mit der Gabel auf dem leeren Teller herum.

— Dieses umgeschüttete Weinglas erinnert mich an eine Anecdote, begann Geoffroy, der die Schadenfreude Talma's bestrafen wollte.

— Erzählen Sie, theurer Abbé, bat Mademoiselle Duchesnois.

— Fürst Kaunitz hatte einst einen englischen Offizier eingeladen, dem — gerade wie mir — das Unglück begegnete, ein volles Weinglas umzustoßen. Ist dies in England so gebräuchlich], fragte der Fürst mit einem Anflug von Bosheit. Das eben nicht, erwiderte der Engländer; wenn es aber einmal geschieht, so ist man bei uns gebildet genug, keine Notiz davon zu nehmen. — Wie gefällt Ihnen diese Antwort, Herr Talma, fragte der Abbé mit bronzirtem Lächeln.

— Bei weitem nicht so gut, als Ihre Kritik über die letzte Aufführung der Phädra. Wie hieß doch gleich der Narr von einem fränkischen König, der einmal den verrückten Einfall bekam, zwei Buchstaben des Alphabets, bei Strafe, die Ohren zu verlieren, Gott weiß weshalb, zu verbieten? Sie, lieber Abbé, wissen ja Alles! Ist Ihnen nicht auch der Name dieses Königs bekannt?

— Er hieß Chilperich.

— Ganz recht. Und wissen Sie vielleicht auch, welche zwei Buchstaben er zu verbieten geruhte?

— Ich vermuthe, daß es das ah! und das oh! gewesen, weil diese Buchstaben die Seufzer seines Volkes repräsentirten.

— Sehr geistreich, aber auch sehr boshaft, lieber Abbé. Wissen Sie aber auch, welche zwei Buchstaben ich, angenommen, daß auch ich ein König und eben so verrückt wie jener Chilperich wäre, verbieten würde?

— Nein, lieber Talma, das weiß ich nicht.

— Eh bien, dann will ich's Ihnen sagen. Ich würde das A und das G verbieten.

— Und weshalb? fragte der ganze Tischkreis, überaus gespannt, wohin diese verdächtigen Fragen führen sollten.

— Ich würde A und G deßhalb verbieten, weil sie die Anfangsbuchstaben Ihres Namens sind, womit Sie Ihre Kritiken unterzeichnen. Alle Achtung vor Ihrem Geist, aber Sie sind mitunter gar zu boshaft.

— Mein Gott, was bemerke ich so eben, rief Mademoiselle Georges, um dem Abbé den Faden zu einer Erwiderung abzuschneiden.

— Was bemerken Sie, reizende Mademoiselle Georges.

— Daß Sie die Gabel in der rechten und das Messer in der linken Hand halten.

— Das ist einmal meine Gewohnheit.

— Wissen Sie nicht, lieber Abbé, sagte die Mars, daß es viel hübscher und bequemer ist, die Gabel in der linken und das Messer in der rechten Hand zu halten?

— Ich werde mich mit dieser neuen Sitte, die über den Canal la Manche zu uns herübergekommen, niemals befreunden können.

— Die Gabel in der rechten Hand! wiederholte Talma mit erkünsteltem Pathos. So pflegte man zur Zeit der Sündfluth in der Arche Noah's zu essen. Wissen Sie, lieber Abbé, was unser Talleyrand dazu sagen würde? C'est plus qu'un crime, c'est une faute.

— Und wissen Sie, lieber Talma, was ich ihm darauf erwidern würde? Ce que vous me dites, est plus qu'une faute, c'est une bêtise.

— Bitte noch um etwas Charlotte russe, sagte Talma, den diese Replik etwas zu verschnupfen schien.

Mademoiselle Duchesnois reichte ihm die Schüssel hinüber, und Talma verbiß die Aufwallung seines Grimms in dieser Mehlspeise.

Der Diener reichte erst Gefrorenes und dann allerlei Südfrüchte: Orangen, Pfirsiche und Melonen, den schönsten Dreiklang eines wohlgeordneten Dessert, herum.

Mademoiselle Mars bat um ein zweites Glas Vanille.

— So oft ich Gefrorenes esse, sagte sie, fällt mir jene Italienerin ein, die mit tiefem Schmerz beklagte, daß das Eisessen keine Sünde sei.

— Ei, warum beklagte sie das? fragte die Georges.

— Weil sie überzeugt sei, daß es ihr dann noch einmal so gut munden würde.

— Auch ich, sagte Abbé Geoffroy, bin ein großer Verehrer von Allem, was Gefrorenes heißt. Ich erinnere mich dabei an den österreichischen Kammerherrn, Grafen von Frankenberg, Bruder des Erzbischofs von Mecheln, der, nach einem Wiener Zeitungsberichte vom 13. Juni 1790, einmal vierzehn Becher Gefrorenes gegessen und gleich darauf das Zeitliche gesegnet hatte.

— Ich für meinen Theil, sagte Mademoiselle D...., ziehe Südfrüchte und namentlich die Melone vor.

— Wissen Sie, was unsere Clairon einmal gesagt? Was Semiramis unter den Trauerspielen Voltaire's, das sei die Melone unter den Früchten des Nachtisches.

— Aber mein Gott, was bemerke ich so eben, rief der Abbé zu Talma hinüber, der bereits das dritte Stück der Charlotte russe auf sein Gewissen nahm.

— Was bemerken Sie, Abbé? fragte Talma.

— Daß Sie diese Speise mit dem Messer zum Munde führen.

— Das ist so meine Gewohnheit, persiflirte ihn Talma.

— Wissen Sie nicht, lieber Talma, daß bei derlei Speisen nur die Gabel angewendet werden darf? Was mit dem Löffel

oder der Gabel gegessen werden soll, esse man nie mit dem Messer, und so umgekehrt. Dieser Punct, sagt Brillat-Savarin, ist äußerst wichtig. Der Cardinal Richelieu entlarvte einst einen Abenteurer von gemeiner Herkunft, der sich für einen Edelmann ausgab, einzig und allein dadurch, daß er ihm beim Essen Oliven vorsetzen ließ, die dieser Spitzbube, statt mit der Gabel, mit dem Messer aß.

Der Diener reichte jetzt schwarzen Kaffee herum.

— Eine Mahlzeit ohne Kaffee, begann Mademoiselle Duchesnois, erscheint mir immer, wie eine Fabel ohne Moral.

— Sie haben Recht, liebe Josephine, sagte Talma, der Kaffee ist das Oel, das die Triebräder unserer Verdauung geschmeidig macht.

— Trinken Sie keinen Kaffee, lieber Abbé? fragte Mademoiselle Georges.

— Abends niemals, erwiderte Geoffroy. Ich, für meinen Theil, bitte um ein Glas Wasser.

Der Diener überreichte es ihm.

— Wird Ihnen das kalte Wasser auch gut bekommen? fragte die Duchesnois voll zärtlicher Theilnahme.

— Ei warum denn nicht, meine Liebe? Erasmus von Rotterdam pflegte zwar zu sagen, er habe vor nichts in der Welt so große Furcht, als vor der Pest und einem Glase Wasser; ich kann aber seine Furcht nicht theilen. Noch ein Glas Wasser, wenn ich bitten darf, bat der Abbé und leerte auch das zweite Glas mit einem Zuge.

— Ei, warum lachen Sie, Talma? fragte Mademoiselle Mars.

— Ich dachte so eben an den witzigen Falconet, der bei Tische einem seiner Feinde gegenüber saß. Nachdem er den ganzen Köcher seiner Galle geleert, rief er in der Aufwallung: Geh, ich verachte Dich wie ein Glas Wasser! Und dabei zeigte Talma wie von Ungefähr auf sein vis-à-vis.

Alle lachten darüber. Nur Abbé Geoffroy blieb stumm und machte Grimassen, als ob er plötzlich Leibgrimmen bekommen hätte.

In demselben Augenblick trat der Diener der Duchesnois ein und überreichte dem Abbé ein schwarzgesiegeltes Billet.

— Wer hat das gebracht? fragte Geoffroy.

— Ein Livreediener, der draußen im Vorsaal auf Antwort zu warten scheint.

— Und woher wußte er mich hier zu finden?

— Er war in Ihrer Wohnung und erfuhr von Ihrem Laufburschen, daß Sie heute bei Mademoiselle Duchesnois soupiren.

— Ein Brief zu so später Stunde! rief der Abbé und betrachtete ihn von allen Seiten.

— Vermuthlich eine Einladung zu irgend einem Rendezvous, hauchte Mdlle. Georges mit atlasweichem Lächeln.

— Dieu de Dieu! rief die Mars, ein schwarzes Siegel?

— Doch nicht etwa eine Trauerbotschaft? fragte die theilnahmvolle Duchesnois.

— Jedenfalls nichts Angenehmes, meinte die Mars, denn der Abbé warf ja vorhin die Salzbüchse um.

— Voyons! rief Geoffroy, in dessen Seele eine schwarze Ahnung aufzudämmern begann. Er raffte seinen sämmtlichen Muth, den ganzen Vorrath seiner Ruhe und Gelassenheit zusammen und erbrach nun, freilich mit Grimassen, die schlecht verhehltes Leibgrimmen verriethen, den geheimnißvollen Brief.

Die Neugier hatte ringsum alle Zungen gelähmt und alle Blicke auf den verhängnißvollen Brief gerichtet.

Geoffroy hatte den Inhalt kaum durchflogen, als er mit einem Schrei des größten Schreckens auf die Stuhllehne zurücksank.

— Himmel, was ist geschehen? fragten Alle.

— Jesus Maria und Joseph, rief der Abbé, ich bin vergiftet!

— Vergiftet! riefen Alle, bis auf Talma, der plötzlich blaß zu werden schien.

— Ja, beim Himmel, vergiftet!

— Unmöglich! rief die Duchesnois.

— Nun denn, so lesen Sie es selbst! schrie der arme Abbé und reichte ihr, blaß wie eine Leiche, das Billet.

Mit allen Kennzeichen panischen Schreckens las Mademoiselle Duchesnois:

„Vor einer Stunde erfuhr ich durch einen glücklichen Zufall, daß ein gewisser Herr, den Sie in Ihrer letzten Kritik etwas hart mitgenommen haben, aus gekränkter Histrionen-Eitelkeit den Entschluß gefaßt, Sie heute in der Gesellschaft, zu der man Sie nur deshalb eingeladen hat, zu **vergiften.** Ich will hoffen und wünschen, daß meine gutgemeinte Warnung nicht zu spät komme.“

Ein eifriger Leser Ihres Feuilletons,
Alfred Marquis d'Assac.

— Glauben Sie es nun, daß ich vergiftet bin? rief der Abbé. Ist das Wort vergiftet nicht dreimal unterstrichen? Beim ewigen Gott, es ist wahr; ich spüre in meinen Eingeweiden, daß es leider nur allzuwahr ist, rief Geoffroy händeringend, mit fast weinerlichem Tone.

— Wer von uns sollte solchen Frevel wohl gewagt haben?

— Und Phädra kann noch fragen? rief der Abbé mit jämmerlichem Tone. Weh mir, ich bin vergiftet, schmachvoll vergiftet!

— Essig! rief die Duchesnois.

— Und Oel, verlangte die Mars.

— Wollen Sie etwa Salat anmachen? fragte Talma.

— Ein schlechter Witz! rief Geoffroy.

— Butter! Butter! Milch! Milch! Schwarzen Kaffee! Nein, lieber Camillenthee! rief die ganze Tafelrunde wild durcheinander.

— Das Alles kommt zu spät! stöhnte der vergiftete Abbé, ich fühle — der wüthende Schmerz in meinen Eingeweiden sagt es mir — daß ich rettungslos verloren bin.

— Wir wollen einen Arzt rufen lassen, rief die Duchesnois.

— Ja, ja, einen Arzt! einen Arzt! riefen Alle bis auf Talma, der wie ein verstockter Sünder da saß und sich theilnahmlos die Zähne stocherte.

In demselben Augenblick trat der Diener der Duchesnois abermals mit einem Briefe ein, den er Herrn Talma übergab.

— Von wem? fragte Talma mit der gleichgiltigsten Miene der Welt.

— Vom Marquis d'Assac, erwiderte der Diener.

— Vom Marquis d'Assac! wiederholten Alle mit der Miene des größten Erstaunens.

— Ich bin neugierig, zu erfahren, was der gute Mann mir zu schreiben hat. Am Ende bin auch ich vergiftet, setzte er hinzu und erbrach den Brief — zum größten Hohn der ganzen Gesellschaft — mit mephistophelischer Kälte. Aber plötzlich schlug er ein so lautes, helles Gelächter auf, daß der mit dem Tode ringende Abbé vor Schreck wie ein Taschenmesser zusammenfiel.

— Was schreibt der Marquis? fragte die Duchesnois.

— Lesen Sie, lesen Sie! baten Alle.

— Eh bien, so hören Sie.

„Vor einer Stunde erfuhr ich durch einen glücklichen Zufall, daß ein gewisser Spaßvogel, den Herr Geoffroy in seiner letzten Kritik etwas hart mitgenommen, des Spaßes halber den Entschluß gefaßt, dem Abbé weiß zu machen, das er ihn vergiftet habe. Das Ganze ist nichts als eine kleine Mystification."

— Und dieser Spaßvogel? fragte der Abbé mit neu erwachtem Muthe.

— Ist Alfred Marquis d'Assac selbst, erwiderte Talma.

— Und dieser Marquis d'Assac? fragte Geoffroy.

— Ist kein Anderer, als ich.

— Ich wäre also nicht vergiftet?

— Nein, beim Propheten! nein!

— Talma, rief Abbé Geoffroy im Uebermaß der Freude, Teufel, Engel, ich weiß nicht, ob ich Sie dafür erwürgen oder umarmen soll!

— Soyons amis, Cinna! declamirte Talma.

— Ja, wir wollen nicht nur Freunde, sondern auch Brüder sein, jedoch nur unter der Bedingung, daß weder Sie noch irgend Einer unserer Gesellschaft diese Mystification ins Publicum bringt. Werden Sie schweigen können?

— Wir schwören! rief die ganze Tafelrunde.

III.

Zwei Tage später stand's in allen Zeitungen.

XXX.

Johann VI. im Kloster zu Maffra.

Das Kloster Maffra ist Portugals Escurial. Beide Klöster, die zugleich auch Paläste sind, verdanken ihr Entstehen einem königlichen Gelübde. Philipp II. gelobte ein Kloster, wenn die Vorsehung seinen Waffen den Sieg verleihen wolle über Frankreichs Heeresmacht. Die Vorsehung, die eine Freundin von Klöstern ist, war so galant, dem Wunsche Seiner Majestät Erhörung zu schenken. Am 10. August 1557 gewann er die Schlacht bei St. Quentin, und zu Ehren dieses Tages stiftete er, sechs Meilen von Madrid, das dem heiligen Laurentius gewidmete Escurial und räumte dieses Kloster dem Orden des heiligen Hieronymus ein. — Johann gelobte, als er schwer erkrankt war, gleichfalls ein Kloster, wenn die Vorsehung ihn genesen lassen wolle. Und siehe, die gute Vorsehung ließ sich dadurch bestechen. Er genas und baute, fünf Meilen von Lissabon, das Kloster Maffra, das er dem Orden des heiligen Augustin schenkte. Der Bau des spanischen Klosters soll 60 Millionen Piaster, der des portugiesischen gegen 25 Millionen Gulden gekostet haben. Escurial, nach der Zeichnung des Italieners Bramante ausgeführt, hat 22 Höfe, 14 Gärten, 15,000 Zimmer, 14,000 Thüren und 30,000 Fenster. Maffra, nach dem Plane eines deutschen Goldschmieds Friedrich Ludwig gebaut, hat, in seiner viereckigen Form seinem spanischen Vorbilde ähnlich, 866 Zimmer, über 300 Zellen, 2500 Thüren und gegen 5000 Fenster. Wir wollen die Räume

dieses Klosters etwas näher in Augenschein nehmen und dann auf sein flaches Dach hinaufsteigen, um dort, von seinen schönen Terrassen herab, einen flüchtigen Blick in die rauhe, aber ungemein malerische Landschaft zu werfen; wir wollen die gothischen Thürme mit ihren 300 Glocken und Glockenspielen bewundern, und dann wieder hinabsteigen und uns schleunig in den interessantesten Theil des Klosters, in die Küche begeben, die so großartig ist, daß sie in der ganzen Welt vergebens ihres Gleichen sucht. Ein Gourmand wird mit einem unwiderstehlichen Gefühl von Ehrfurcht diesen culinarischen Tempel betreten, in welchem dem mächtigsten Götzen der Welt, dem **Magen**, in ungeheuern Kesseln, in riesigen Marmortrögen die wohlschmeckendsten Opfer bereitet wurden. Es gab Spieße in dieser Küche, so riesig groß, daß man ganze Ochsen daran braten konnte. Jede Speise hatte ihr eigenes Laboratorium; hier wurden die Gemüse, dort die Mehlspeisen geschaffen. In der Nähe dieser prachtvollen Küchengemächer lag das Refectorium, wo an vier langen Tafelreihen mit siebenunddreißig schmalen Tischen vom feinsten Mahagonyholz die frommen Väter, je zu acht an einem Tische, sich ungestört den unschuldigen Kinnbackenbeschäftigungen hingaben. Der Orden des heiligen Augustin stand von jeher im Geruch der Gourmandise; seine Klöster waren immer die Asyle des Wohllebens gewesen, denn der heilige Augustin selbst war ein Freund des Essens und Trinkens und gestand, was das Letztere betrifft, freimüthig genug seine Schwäche ein, das Geständniß ablegend: Crapula non nunquam surrepit servo tuo (ein Räuschchen beschleicht dann und wann Deinen Knecht); aber, fügte er hinzu: spiritus non potest habitare in sicco (der Geist kann nicht im Trocknen wohnen). Kein Wunder also, daß die frommen Väter, diesem Vorbilde nacheifernd, immer Sorge dafür trugen, daß ihr Geist nicht austrockne. In ganz Portugal gab es damals keine feistere Gesichter, keine gerundetere Dickbäuche, als im

Kloster zu Maffra. Die frommen Väter lebten hier wie im Schooße Abrahams, aßen und tranken den ganzen lieben langen Tag und ließen den Staat für sie sorgen. Geschah es dann und wann, daß sie einen leisen Anflug von Langeweile verspürten, dann schlichen Manche in die Bibliothek, wo 30,000 Bände ihnen die Schätze alles menschlichen Wissens öffneten. Die meisten aber, junge lebenslustige Geister, wußten dann durch Spiel, Gesang und Wein die Einseitigkeit des Klosterlebens bestmöglichst zu illuminiren. Die Einen würfelten, die Andern spielten Karten, die Gemäßigtern hielten es mit dem Schach, die Leichtsinnigern mit dem Damenspiel.

Eines Tages, als die frommen Väter sich länger als gewöhnlich den Appetit-Uebungen hingegeben und mehr als je die Gefälligkeit des Pater Kellermeisters in Anspruch genommen hatten, schlug einer von ihnen ein Spielchen vor.

— Ich will Euch, meine ehrwürdigen Brüder, wieder ein kleines Pharaobänkchen auflegen, sprach der fromme Vater Pedro de Alcantara, der Lustigste und Schlaueste von Allen.

— Wir sind dabei, riefen die Meisten wie aus Einem Munde und nur wenige von ihnen verließen das Refectorium, um in ihrer Zelle eine mehrstündige Siesta zu halten, oder in den schattigen Labyrinthgängen des Gartens die blauen Ringelwölkchen ihrer Manilla-Cigarren in die Luft zu jagen.

Unterdessen hatte im Refectorium das Spiel begonnen. Jeder fromme Vater hatte ein Häuflein Goldes vor sich und pointirte frisch darauf los. Einer von ihnen, Pater Joao de Menezes, der in der verderblichen Einbildung lebte, eine Kabbala gefunden zu haben, mit deren Hülfe er den Lauf des Spiels, die Folge der Karten berechnen und vorhersehen könne, setzte jedesmal einen spanischen Piaster, doublirte, wenn die Karte verlor, und leerte einen Becher, wenn sie gewann. Der Zufall aber wollte, daß sie fast jedesmal gewann, worüber der Pater Banquier schon unwirsch zu werden schien.

— Pater Martingale (dies war der Spitzname Joao's) hat ein heidnisches Glück, gegen das man nicht ankämpfen kann. Er gewinnt, wie immer, Zug um Zug, und sprengt mir am Ende die Bank.

— Ihr fürchtet Euch, ehrwürdigen Brüder, und dennoch wollt Ihr's nicht glauben, daß mein Scharfsinn, meine Gabe, alle Geheimnisse der Arithmetik zu durchschauen, eine untrügliche Kabbala gefunden hat.

— Ha, ha, ha, lachte der ganze Chorus, das ist Glück, nichts als unverschämtes Glück, Ketzerglück, Türkenglück, Judenglück!

— Ihr solltet von Rechtswegen verbraunt werden, meinte der Pater Banquier halb im Scherz, halb im Ernst, denn es verdroß ihn gewaltig, daß Pater Martingale ihm einen Piaster nach dem andern abgewann und dabei so dumm war, es einzig und allein seiner Klugheit zuzuschreiben.

— Ich wollte, rief ein Dritter, der mit zwei Andern in einer Ecke mit Würfeln spielte, er verlör' ein einziges Mal so viel, wie ich vor acht Tagen, dann würde er wie ich begreifen lernen, daß all' diese Berechnungen Chimären sind.

— Chimären! rief Pater Martingale im höchsten Grade aufgebracht. Das ist eine Beleidigung, eine Ehrenkränkung, um derentwillen ich Euch später zur Rechenschaft ziehen will. Jetzt habe ich keine Zeit, jetzt muß ich pointiren und unserm ehrwürdigen Bruder die Casse sprengen, sprach der Pater Kabbalist und setzte, übermüthig in seinem Glück, zehn Piaster auf eine Karte. Sie verlor, er verdoppelte die Summe. Sie verlor zum zweitenmale. Er setzte vierzig Piaster. Sie verlor abermals... er setzte achtzig Piaster und das Ganze, was er gewonnen, und die Karte verlor wiederum.

— Caracho! fluchte Pater Martingale.

— Chimäre! rief der Würfler.

Und die ganze Schaar der frommen Väter brach in eine einstimmige, helllautende, frohlockende, triumphirende und verhöhnende Lache aus.

— Wollt Ihr mich zum Zorne reizen? fragte der Kabbalist und schlug mit der Faust so zornentbrannt auf den Mahagonytisch, daß die weingefüllten Humpen umfielen und der Xeres auf die Erde floß.

— Chimäre, nichts als Chimäre! wiederholte der Würfler.

— Ehrwürdiger Bruder, Schuft wollt' ich sagen, ich erwürge Dich, rief der Gereizte und wollte auf den Höhner losstürzen.

Doch in demselben Augenblick stürzte zitternd und leichenblaß ein Laie des Klosters hinein, der — wer malt den Schrecken der Mönche! — die Ankunft Seiner Majestät des Königs meldete.

— So eben stieg der König, begleitet von einem kleinen Gefolge, auf der Westseite des Klosters, am Portikus ab und fragte nach der Zelle des Pater Guardian. Man sagte ihm, Ihr befändet Euch im Refectorium; in fünf Minuten wird er hier sein.

Der Schreck fuhr, wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder einer Kette, durch die Eingeweide aller Mönche, die weißer als Kreide wurden, doch zum Glücke noch so viel Besinnung behielten, daß sie die Karten und Würfel rasch in ihre Kutten versteckten und blitzschnell die Flaschen und Humpen hinter die verhüllten Tische verbargen. Einer unter ihnen erstieg rasch die Kanzel; alle andern ließen sich auf die Knie nieder, falteten die Hände zum Gebet und lauschten der frommen Rede des ehrwürdigen Bruders, der noch keine drei Minuten auf seinem Posten stand, als König Johann VI., begleitet von einem einzigen seiner Adjutanten, in's Refectorium eintrat.

— Friede mit Euch, Ihr frommen Väter, sprach der König und grüßte sie mit huldreichem Lächeln.

— Sire, erwiderte der Guardian, ich heiße Euch willkommen im Namen meiner Brüder und flehe auf Euch den Segen des Himmels herab.

— Verzeiht, wenn ich Euch in Eurer Andacht störe. Vor Monden schon hatte ich mir vorgenommen, Euch, meine Väter, einen Besuch abzustatten, aber Kränklichkeit war die Schuld, die mich bis heute von meinem Vorsatz abgehalten hat.

— Eure Majestät waren leidend? fragte der Pater Würfler mit allen Zeichen der innigsten Theilnahme.

— Ich bin es noch. Eine tiefe Schwermuth umnachtet meinen Geist. Das Leben, das mir früher eine Lust, ist mir zur Last geworden. Ich kann nicht mehr froh und heiter sein. Mich flieht der Schlaf, ich habe keinen Appetit und hänge ewig trüben Gedanken nach. Es giebt Augenblicke, wo ich mit dem Aermsten meines Reiches tauschen möchte. Nicht selten beschleicht mich der Gedanke, dem frommen Beispiel Karls V. zu folgen, von der Höhe meines Thrones in's ärmste der Klöster herabzusteigen und dort, im Schooße der Abgeschiedenheit, mein Leben zu beschließen in Gebet und Gottesfurcht. Wie nichtig ist das weltliche Treiben und wie eitel sind dessen Freuden! Wie sehr ist dagegen Euer Loos zu beneiden, fromme Väter! Ihr lebt hier, abgeschieden vom Geräusch der Welt, ein sorgenfreies Leben. Euer Himmel ist nie umwölkt, Euer Herz immer heiter und ruhig. Ihr habt den Ehrgeiz, die Herrschsucht und alle Leidenschaften, die des Menschen Herz zerfleischen, als eitlen Ballast über Bord geworfen und schifft nun leicht und unbesorgt durch die Klippen des irdischen Lebens. Ihr kennt nur eine Beschäftigung: beten zum Allmächtigen im Himmel!

— Für Euer Wohl und das Eures Hauses, fiel ihm der Pater in die Rede, den wir vor dem Eintritt des Königs als Pharao-Bankhalter bewundert haben. Ja, fuhr er mit großer

Salbung fort: Beten ist unsere einzige Beschäftigung, beten unser einziger Trost.

In demselben Augenblick ließ der impertinente Zufall eine Karte aus dessen Kutte auf die Erde fallen.

Es war eine schwarze Sieben.

— Ei, frommer Vater, rief König Johann, wie kommt es, daß eine Spielkarte sich in Euer frommes Gewand verirrt hat?

— Sire, stotterte Joao, urtheilt nicht nach dem Schein, Ihr könntet sonst in Versuchung gerathen, mir ein hartes Unrecht zuzufügen. Ich trage diese Karte — die böse Sieben — Tag und Nacht auf meiner Brust...

— Aus welchem Grunde, frommer Vater?

— Auf daß sie mich erinnere an die sieben Todsünden, die nach Pater Lombardus also heißen: Superbia (Hochmuth), Avaritia (Geiz), Luxuria (Wollust), Ira (Zorn), Gula (Büllerei), Invidia (Neid) und Acedia (Faulheit). Der Hochmuth, Sire, ist ein Wurm, der in seiner aufgeblasenen Nichtigkeit ein Gott zu sein glaubt. Der Geiz ist eine Blasphemie der himmlischen Freigebigkeit. Die Wollust ist eine jener Krokodilsthränen, womit der Teufel des Menschen schwaches Herz zu rühren sucht. Der menschliche Zorn ist ein Pasquill auf die göttliche Langmuth. Die Völlerei ist eine Seuche, die zuerst den Magen und zuletzt den Geist verpestet. Der Neid ist ein Zwillingsbruder des Hasses. Die Faulheit ist die Schwester des Müßigganges und Müßiggang ist der Anfang aller Laster.

— Ihr habt Recht, frommer Vater, sprach der König mit einem centnerschweren Seufzer.

Der Pater Bankhalter war allmählig in gelinden Schweiß gerathen, denn die verrätherische Karte hatte ihn nicht wenig in Verlegenheit gesetzt.

Ein Glück, daß die Karte, die seiner Kutte entschlüpft, gerade eine Sieben und keine Acht und Neun war, sonst hätten

ihm die sieben Todsünden wenig oder gar nichts helfen können. Die Erklärung dieser sieben Sünden verursachte ihm übrigens nur wenig Mühe. Sein moralträufelnder Mund erschöpfte sich in Gemeinplätzen, die so abgegriffen wie spanische Maravedis waren.

— Aber strafbarer als diese sieben Todsünden, fuhr König Johann fort, erscheint mir die Sünde der Heuchelei, die, vielleicht eben darum, weil sie keine der sieben Todsünden ist, desto öfter begangen wird. Wären wir Könige der Erde nicht die Neidenswerthesten aller Sterblichen, wenn wir Räthe besäßen, die es aufrichtig mit uns meinten? Allein, umringt von Heuchlern, dringt die Stimme der Wahrheit nur selten in unser Ohr, und so kommt es, daß wir, geblendet vom Zwielicht der Täuschung, in einem unheilbringenden Halbdunkel umhertappen.

— Heuchelei, erwiderte der Pater Guardian, ist ein Unkraut, das nur an den Stufen der Throne wächst.

— Und eben darum sehne ich mich hinweg aus jenem Kreise. Ich fühle immer mehr und mehr, daß ich Ruhe und Glück nur im Kloster wiederfinde.

— Bedenkt, hoher Herr, sprach der Pater, der kurz vorher gewürfelt hatte, daß das Klosterleben auch seine Schattenseiten hat. Denkt an die Einförmigkeit unseres Lebens... Wir schlafen nicht länger als fünf Stunden... unsere Tafel währt nur einen kurzen Augenblick... unsere einzige Freude, unsere einzige Erholung, ist das Gebet.

In demselben Augenblick schlüpften aus der Kutte des Paters zwei jener elfenbeinernen Quadrate heraus, die man im gewöhnlichen Leben Würfel nennt.

— Würfel! rief der König voll Entrüstung.

Der fromme Vater wurde leichenblaß.

— Ei, sagt mir, guter Freund, tragt Ihr die Würfel, wie Euer ehrwürdiger Bruder die Karte, auch nur darum bei Euch, um durch sie an die Sünde erinnert zu werden?

— Sire, ich wüßte keinen Grund, weshalb ich Euch verhehlen sollte, wie ich zu diesen Würfeln kam.

— Sprecht! herrschte der König.

— Heute Morgen, als ich in der Kirche, im Gebet versunken, auf den Knieen lag, nahte sich mir ein junger Bauernbursche. Ehrwürdiger Vater, sprach er zu mir, wollt Ihr mir eine Wohlthat erweisen? Gern, sagte ich. So vernehmt, was ich Euch zu beichten habe. Gestern Abend saß ich mit zwei Kameraden in der Schenke zum heiligen Jago. Ich gab ihnen wacker zu trinken: sie fingen zu plaudern an und waren wie im Himmel vergnügt. Als ich merkte, daß ihnen der Wein schon zu Kopfe gestiegen war, fragte ich sie: wer von Euch hat Lust, mit mir zu würfeln? Ich, ich! riefen Beide. Darauf zog ich diese Würfel aus dem Sacke und gewann ihnen damit in zehn Minuten ihre ganze Baarschaft ab. Wer war nun froher als ich! Aber heute Nacht, als ich kaum eingeschlafen war, erschien mir im Traume ein Augustiner. — Elender, rief er, eile mit Anbruch des Morgens in die Kirche zu Maffra, beichte dort Deine Sünden, gieb Deine falschen Würfel und das Geld, das Du den armen Teufeln abgewonnen hast, Deinem Beichtvater und erbitte Dir dafür Ablaß für Deine schweren Sünden. In Thränen zerfließend, reichte er mir das Geld und die Würfel; ich nahm Beides und absolvirte ihn.

— Und Du meinst, guter Freund, daß ich Dir das glaube? sprach der König und fixirte den frechen Mönch mit zornglühenden Blicken. Der Eine hat Karten, der Andere Würfel bei sich. Ihr habt gespielt, bevor ich zu Euch kam. Glaubt Ihr, ich hätte die Verlegenheit, die sich auf Euren heuchlerischen Mienen gemalt, nicht gleich erkannt? Ihr wollt fromme Väter sein? Ihr seid Heuchler, nicht würdig des Schutzes, den der

Staat Euch angedeihen läßt. Ihr seid Taugenichtse, Müßiggänger, Tagediebe; Eure Religion heißt: Essen und Trinken! Pfui, pfui! rief der König und wandte ihnen zornglühend den Rücken. — Ueberall, fuhr er fort, begegnet uns Lüge und Heuchelei in der Larve der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Im Kloster, wie bei Hofe, umrankt uns Heuchelei. Ob hier, ob dort betrogen?! Ich bleibe auf dem Throne, murmelte der König, verließ, ohne den Mönchen einen Abschiedsgruß zu gönnen, das Kloster, setzte sich wieder auf's Pferd und ritt, trübsinniger als jemals, mit seinem kleinen Gefolge nach Lissabon zurück.

XXXI.

Eine Suppe für 10,000 Rubel.

Die Kaiserin Katharina empfand urplötzlich Langeweile. Verdrießlich durchschritt sie in ihrem Lustschloß Sarskoe-Selo die lange Reihe ihrer mit orientalischem Luxus ausstaffirten Gemächer, stellte sich bald an dieses, bald an jenes Fenster und gleich darauf an den Spiegel. Wir fangen schon stark zu altern an, sprach die Herrscherin aller Reußen und wurde von diesem Augenblick an weit mißmuthiger noch als früher.

Um sich die Grillen und Gedanken an ihre Runzeln zu vertreiben, setzte sie sich an's Klavier und machte ein paar Läufe, sprang aber bald wieder auf, warf sich auf eine Ottomane hin und begann, ihren Gedanken an die hingeschiedene Jugendzeit Audienz zu ertheilen. Tausend rosige Erinnerungen schwirrten pfeilschnell vor ihrem geistigen Auge vorüber: sie gedachte ihres Gemahls, seiner Geliebten, Elisabeth Woronzoff, und der beiden Orloffs, und ein kaiserlich russischer Seufzer entwand sich ihrer von hundert verschiedenartigen Gefühlen gefolterten Brust. Ihre blendend weiße Hand fuhr hastig über beide Augen, als wolle sie damit die allzu lebhaften Farben jenes mahnenden Gemäldes verwischen. Dan erhob sie sich rasch, griff hastig nach dem Klingelbande, und einen Augenblick später eilte eine ihrer Hofdamen, eine junge, reizend schöne Wittwe von 21 Jahren, die Fürstin Daschkoff, herbei.

— Ach, Katharina, sagte die Kaiserin zu ihrem Liebling, die Langeweile foltert mich zu Tode.

— Befehlen Ew. Majestät, daß Ihre unterthänige Dienerin Ihnen etwas vorlesen soll?

— Ach, Kind, ich bin nicht aufgelegt dazu, es anzuhören. Du mußt mich auf andere Weise zerstreuen. Sieh, Katharina, Du hast mir schon seit Monden nicht mehr die Karte gelegt... Du verstehst das aus dem Fundament, liebe Kleine; komm, Kind, zerstreue mich.

— Sogleich, meine hohe Gebieterin.

— Dort auf meinem Pulte liegen die Karten.

Und sofort schritt die Fürstin an's Werk. Einer Kaiserin die Karte legen, ist schwerer als Mancher von Euch wohl glauben mag. Eine angenehme Botschaft, Briefe mit Geld, ein unerwartetes Glück und all' jene kleinlichen Alltäglichkeiten, die derlei Sybillen aus den Karten herauslesen, solche werthlose Dinge haben für eine Kaiserin, der Alles zu Gebote steht, die fast keine Wünsche hat, nicht das kleinste Interesse, zumal für diese Katharina II., die nur aus zwei Leidenschaften zusammengesetzt war, aus Liebe und Ruhm. Die schöne Fürstin hatte daher keine kleine Aufgabe zu lösen. Allein ihr Geist, ihr Scharfsinn, ihr Witz ließ sie auch diesmal nicht im Stiche. Ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, las sie aus den sybillinischen Blättern den reizendsten Roman, das interessanteste Abenteuer heraus.

— Himmel, was seh' ich! rief die Fürstin urplötzlich und nahm die Miene der größten Verwunderung an.

— Eh bien, Kind, was siehst Du?

— Ich sehe einen Ihrer größten Helden in Verzweiflung.

— Fehlt es ihm an Auszeichnung?

— O nein, Majestät. Ihre Huld und Gnade hat ihn mit den höchsten Würden geschmückt und dennoch...

— Und dennoch?

— Verzweifelt er. Nicht wahr, Majestät, das ist zum Lachen?

— Vielleicht auch nicht. Kannst Du mir wohl sagen, weshalb er verzweifelt?

— Weil er verliebt ist, verliebt... entschuldigen Ew. Majestät, wenn ich so rede, wie es meine Karten verlangen... verliebt bis über die Ohren.

— Und in wen, meine närrische Kleine?

— Ach, das eben ist's, was ihn so unglücklich macht. Er liebt die Sonne der Welt, die Königin ihres Geschlechts, er liebt...

— Also wen?

— Ihre Majestät. Der arme, arme Mann! fügte die schöne Fürstin hinzu und gab sich alle erdenkliche Mühe, einen Seufzer zu erkünsteln.

— Und weshalb bedauerst Du ihn?

— Weil Ihre Majestät ihn nicht erhören werden.

— Weißt Du das so gewiß? fragte die Kaiserin mit dem allergnädigsten Lächeln.

— Ich vermuthe es.

— Und was berechtigt Dich zu der Vermuthung?

— Er ist nicht schön, nicht ein bischen schön.

— Kann man nicht darum doch liebenswürdig sein?

— Ei freilich, Majestät.

— Und ist er liebenswürdig?

— Diablement aimable! rief die Daschkoff mit wahrem Enthusiasmus.

— Und kenne ich diesen Mann?

— Er hatte gleich nach Ihrer Thronbesteigung, als Sie zu Pferde und in Uniform die Reihen Ihrer getreuen Garden musterten, das neidenswerthe Glück, Ew. Majestät einen wesentlichen Dienst zu leisten. Er hatte bemerkt, daß an Ihrem Degen ein Porte-Epée gefehlt; er knüpfte das Seinige los und reichte es Ihrer Majestät.

— Das war Gregor Alexandrowitsch Potemkin.

— Damals nur Fahnenjunker, jetzt Kriegsminister Ihrer Majestät.

— Du glaubst also wirklich, liebe Kleine, daß er mich liebt?

— Bis zum Rasendwerden?

— Mich, die Frau von 42 Jahren, die schon Run... das Wort erstarb auf ihren Lippen.

— Sie, die Frau, deren Schönheit noch immer die aller Damen ihres Hofes überstrahlt.

— Höre, Daschkoff, Du lügst. Ich will es allenfalls glauben, daß ich noch immer keine der häßlichsten bin, aber...

— Majestät, fiel ihr die kluge Daschkoff in die Rede, der arme Potemkin verzweifelt, sage ich.

— Weißt Du das auch ganz bestimmt?

— Meine Karten trügen nicht.

— Und darf man sich auf sie verlassen?

— Wie auf mich selbst, betheuerte die Fürstin und legte ihre schneeweiße Hand auf's Herz.

— Kleiner Schelm, lächelte die Kaiserin und geruhte der Fürstin Wange zu kneifen. Ach, Katharina, ich fühle eine Leere in meinem Herzen, die ich nicht länger ertragen kann, ich sterbe vor Langeweile... es ist hohe Zeit, daß ich Zerstreuung suche... geh', Kleine, reiche mir Feder, Dinte und Papier.

In einem Nu war Alles herbeigeschafft.

— Ich liebe rasch zu Werke zu gehen, sprach die Kaiserin, ließ sich auf einen Fauteuil nieder und schrieb:

„Fürst Alexandrowitsch. Ihre Kaiserin ladet sich auf heute Abend nach der Oper bei Ihnen zu einer Sterletsuppe ein.“

Katharina II. faltete das Blatt, gab es ihrer Vertrauten und sagte:

— Da, liebe Kleine, sorge dafür, daß es ohne Aufschub in seine Hände gelange. Mein ganzer Hofstaat wird mich begleiten. Nun eile, Daschkoff, und ersinne für Deine Kai-

serin, die Dich liebt, wie ihr eigenes Kind, eine Abendtoilette, die Dir und mir keine Schande macht. Auf Wiedersehen, Katharina, flüsterte die Kaiserin und drückte einen flüchtigen Kuß auf die Elfenbeinstirn ihrer holden Namensschwester.

Als Potemkin das Handbillet der Kaiserin erhielt und jene huldvollen Zeilen las, feierte sein unersättlicher Ehrgeiz einen Triumph, der all' seine Sinne berauschte und seine Seele auf den höchsten Gipfel der Wünsche trug.

— Ich steh' am Ziel, rief er, mit der freudetrunkenen Miene eines Triumphators aus. Meine kleine Schutzpatronin, Katharina Daschkoff, der ich einen Schmuck von 100,000 Rubel gelobt, wenn sie mir die Sonne der kaiserlichen Gunst zuzuwenden vermag, hat mich schneller erhört, als ich zu hoffen gewagt. Die Kaiserin ladet sich bei mir zu Tische... die Würfel sind geworfen... das Spiel ist gewonnen... ich baue nun auf festem Grund, und Keiner steht mir mehr im Wege. Daß aber unsere große Katharina gerade ein Gelüst nach Sterletsuppe hat, bringt mich in Verzweiflung. Glaubt Ihre Majestät, daß man Sterlets wie Anekdoten aus dem Aermel schüttelt? Kann ich der Newa gebieten, Sterlets in meine Küche zu liefern, oder nach Sibirien zu wandern? Um diese Jahreszeit ist der Sterlet eine fast größere Seltenheit als ein Maikäfer im Dezember oder Schnee im Juli-Monat. Seit acht Tagen sehne ich mich nach meiner Lieblingssuppe... all' meine Leute haben Auftrag auszukundschaften, wo sich Sterlets sehen lassen... ich möchte jeden dieser Fische mit Gold aufwiegen und dennoch habe ich bis heute keine erhalten können; es ist, als ob alle Sterlets, mir zum Trotze, plötzlich ausgewandert wären. Was nun anfangen? Wo sie hernehmen? Ein Generalat für eine Sterletsuppe!

Er schellte und ertheilte dem gleich darauf eintretenden Kammerdiener den Befehl, den Haushofmeister zu rufen, der bald darauf herbeieilte.

— Höre, Iwan, sprach Potemkin, meine Geduld ist nun erschöpft. Wenn Du innerhalb drei Stunden keine Sterlets aufzutreiben vermagst, so wanderst Du mit dem nächsten Convoi nach dem Lande, wo Zobelpelze blühen. Ist denn in Rußland für Geld nicht Alles zu haben? Wir wollen doch sehen, ob Du nicht im Stande bist, mir ein paar elende Fische zu schaffen.

— Meine Spürhunde, gnädiger Herr, sind so glücklich gewesen, einen Kaufmann, Namens Labanoff, auszuwittern, der vor zwei Stunden frische Sterlets von Jelagin erhalten hat.

— Viktoria! rief Potemkin, eile, eile und zahle ihm dafür, so viel er begehrt.

— Man war bereits bei ihm, hat aber nichts durchgesetzt. Er meinte, er sei kein Fischhändler und habe die Gewohnheit, Delikatessen, die er für sich erbeutet, lieber selbst zu essen, als sie Andern abzulassen.

— Unerhörte Frechheit! Die Sterlets hat der liebe Gott nur für den Gaumen der Großen geschaffen... Warst Du selbst bei ihm?

— Ich schickte einen Andern hin.

— Und sagte dieser, er käme von mir?

— Ich verbot ihm das, weil ich voraussah, daß der Kaufmann dann zu viel fordern würde.

— Gehe nun selbst hin, Iwan, und sage dem Unverschämten: ich, Potemkin, schickte Dich zu ihm, er möchte ungesäumt die Fische ausliefern, oder gewärtig sein, daß... Nein, sag' ihm lieber, ich ließe ihn höflichst bitten, mir ohne Aufschub die Ehre seines Besuchs zu gönnen... ich hätte ihm Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen... Diese reichen geldstolzen Krämer sind eigensinnige Dickschädel, bei denen man mit einem gütigen Worte mehr als mit tausend Drohungen durchsetzt; eile, eile, Iwan; sage, Fürst Potemkin erwarte ihn je eher, je lieber.

Der Haushofmeister verfügte sich zum Kaufmann, welcher große Augen machte, weil er nicht begreifen konnte, wie er zu der ganz unerwarteten Ehre käme, daß der Herr Kriegsminister ihn augenblicklich zu sprechen wünsche.

— Wissen Sie nicht, weshalb? fragte Labanoff, der seine Neugier nicht bezähmen konnte.

— Der Fürst hat Ihnen Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen.

— Mittheilungen? Wissen Sie nicht ungefähr, welcher Art?

— Wenn ich nicht irre, so handelt es sich um eine bedeutende Lieferung für den Hof.

Das Wort „Lieferung" elektrisirte den Kaufmann dergestalt, daß er in der Perspektive goldene Berge und diamantene Luftschlösser sah.

— Sogleich werde ich dem Fürsten meine Aufwartung machen. (Er klingelte) Paltoff, sagte er zu dem eintretenden Diener, anspannen lassen... ich muß augenblicklich zum Kriegsminister... Seine Durchlaucht haben mir Mittheilungen... Herr Labanoff sah dabei den Haushofmeister mit fragender Miene an.

— Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen, ergänzte der Letztere.

— Paltoff, spanne die Schimmel ein... Nein, nimm die Rappen... aber spute Dich, denn der Fürst hat mir Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen und erwartet mich...

— Je eher, je lieber, fügte der Haushofmeister hinzu und empfahl sich.

Eine halbe Stunde später hielt vor dem Hôtel des Kriegsministers die Droschke des Herrn Labanoff, der sich beim Fürsten anmelden ließ.

Potemkin empfing den Kaufmann in der Bildergallerie, in der er gewöhnlich Audienz zu ertheilen pflegte. Der Fürst

war ein Mäcen der Kunst und vor Allem ein großer Freund schöner Gemälde, auf deren Besitz er nicht wenig eitel zu sein schien.

Nachdem Herr Labanoff in dem Antichambre seinen Zobelpelz abgestreift hatte, geleitete ihn einer der Kammerdiener in den Audienzsaal.

— Wissen Sie, mein Herr, weshalb ich Sie habe zu mir bitten lassen? fragte der Fürst.

— Nein, Durchlaucht.

— Sie können Ihrer Majestät der Kaiserin und mir einen wesentlichen Dienst leisten.

— Darf ich fragen, wodurch?

— Sie haben frische Sterlets aus Jelagin erhalten?

— So ist's, mein Fürst.

— Wieviel verlangen Sie dafür?

— Mir ist heute Morgen schon ein ähnlicher Antrag gemacht worden, ich habe ihn abgelehnt... ich bin reich, mein Fürst, und verzichte lieber auf einen Gewinn, als auf mein Lieblingsessen.

— Sie hätten also wirklich keine Lust, mir die Sterlets abzutreten?

— Wenigstens nicht für Geld.

— Wofür denn sonst?

— Für irgend ein Gegengeschenk, mein Fürst.

— Was verlangen Sie?

Der Kaufmann nahm sich ein Herz und eine Prise, und ließ seine Blicke ganz unbefangen durch die Reihen der kostbar eingerahmten Bilder schweifen.

— Ew. Durchlaucht haben herrliche Gemälde.

— Es freut mich, wenn sie Ihnen gefallen.

— Vor allen andern diese Madonna! Ein köstliches Bild! Der Name des Meisters?

— Andreas del Sarto.

— Aha, erwiderte der Kaufmann in einem Tone, als ob ihm der Name dieses Meisters so bekannt, als sein eigener wäre. Himmlische Zeichnung! Göttliches Colorit!! Vermuthlich sehr theuer?

— Ich habe dieses Bild erst unlängst vom französischen Gesandten für 10,000 Rubel gekauft.

— Für 10,000 Rubel! Wahrhaftig gar nicht theuer! Im Gegentheil, spottbillig! Die Mutter Gottes gefällt mir.

— Das macht Ihrem Geschmack große Ehre.

— Bitte recht sehr, Durchlaucht... Um aber wieder auf unser Geschäft zu kommen, mein Fürst... ich überlasse Ihnen die Sterlets und Ew. Durchlaucht überlassen mir... die Madonna.

— Mein Herr, ich glaube, Sie sind toll!

— Ew. Durchlaucht, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.

— Und die Sterlets?

— Behalte ich für mich.

— Herr, vergessen Sie nicht...

— Daß Jeder über sein Eigenthum nach Gutdünken verfügen kann.

— Ich zahle Ihnen 5000 Rubel...

— Ich bin ein Kaufmann erster Gilde und habe mehr Geld, als ich gebrauchen kann. Jeder Mensch hat ein Steckenpferd. Ew. Durchlaucht lieben die Fische, ich liebe die Gemälde... Um Vergebung, wie heißt der Maler dieser Madonna?

— Andreas del Sarto.

— Ganz recht! 10,000 Rubel! Außerordentlich billig!!! Ja, ja, in ganz Petersburg sind jetzt keine Sterlets zu haben.

— Wählen Sie sich eines von den andern Bildern. Thierköpfe... Landschaften... Blumenstücke... Mondschein...

— Durchlaucht, da sind meine Sterlets mir doch lieber...

— Ihr Eigensinn gefällt mir... Sie wissen den Moment zu benutzen... das ist klug... und kluge Leute lieb' ich... Es

sei... ich schicke Ihnen meine Madonna und Sie schicken mir Ihre Sterlets. Abgemacht!

Der Kaufmann dankte dem Fürsten und empfahl sich.

Eine Stunde später war der Fürst im Besitz der Fische und der Kaufmann im Besitz des Gemäldes.

* * *

Abends nach der Oper speis'te Katharina II. an der Seite des Fürsten Potemkin. Die 10,000 Rubel-Suppe wurde in silbernen Vasen aufgetragen und von der Kaiserin mit großem Jubel begrüßt.

Seit jener Suppe war Potemkin der erklärte Liebling Katharinens.

XXXII.

Maccaroni.*)

Die Maccaroni (eigentlich maccheroni) werden aus dem feinsten Weizenmehl (Saragolla) bereitet und sind die Hauptnahrung des gemeinen Neapolitaners, bei dem sie die Stelle der Kartoffeln vertreten.

Diese zarte, nahrhafte, gesunde Speise besteht aus langen, stark durchgearbeiteten, hart getrockneten Röhren, von denen die größten den Umfang eines kleinen Fingers erreichen. Sie werden in ungeheurer Menge in den Dörfern und Städten am Fuße des Vesuvs und Sanct Angelo fabricirt und überall zu den wohlfeilsten Preisen verkauft. Auch Neapel hat einige Fabriken. Das außerordentlich feine Mehl wird zu wiederholten Malen mit Wasser angefeuchtet und ohne Hefen zu Teig verarbeitet; dann kommt die Masse in eine Presse und wird durch eine kupferne Platte mit Löchern getrieben. In der Mitte dieser Löcher sind Stifte angebracht, die das Hohlwerden der Maccaroni bewirken. — Die Maccaroni werden in Wasser schnell abgekocht und dann mit etwas Käse bestreut; als Gabeln dienen dem Lazzarone die Finger, indem er aufschauend die geliebte Speise, wie eine Hand voll weißer Würmer, über sich hält und gierig mit den Lippen einzieht. Die Linke löſ't dabei die Rechte ab; der Genuß dauert ununterbrochen fort, bis der Teller leer ist, und nur Schlürfen und Schlucken unterbrechen in regelmäßigen Pausen das andächtig stille Werk. Maccaroni essen erfordert indessen Uebung und

*) Onkel Zebra hat diesen Artikel kurz vor seinem Ende Dr. K. A. Mayer's vortrefflichem Werke „Neapel und die Neapolitaner“ entnommen.

Anmerk. seines Neffen.

Studium, und der Neapolitaner ist stolz darauf, diese Kunst von allen Italienern am gründlichsten zu verstehen. Man hat keinen Begriff davon, wie lieb dem Lazzarone dies Gericht ist. Dem Bayer klingt das Wörtchen „Bier," dem Rheinländer „Wein" lange nicht so süß, als dem Neapolitaner die vier Sylben „Maccaroni." Hat er einen schweren Pack zu schleppen und kann er vor Hitze und Ermüdung nicht weiter, so sagt er laut zu sich selber: Maccaroni! und gewinnt wieder Kräfte. — Ist der Wind der Barke entgegen und die Ruderer müssen doppelte Kraft anwenden, um gegen die Wellen zu kämpfen, so rufen sie: Maccheroni, maccheroni! sta sera mangiamo maccheroni (diesen Abend essen wir Maccaroni) und ein neues Feuer dringt in ihre Adern. Stelle ihnen die Wahl zwischen Himmel ohne Maccaroni und Hölle mit Maccaroni, so antworten sie Alle aus einer Kehle: Va bene, andiamo nell' inferno e mangiamo maccheroni col diavolo (gut, gehen wir in die Hölle und essen wir Maccaroni mit dem Teufel). Mich wundert nur, daß es keine Madonna de' maccheroni gibt.

Auch Pulcinell hat natürlich viel mit den Maccaroni zu schaffen. Einmal wird er König und soll keine Maccaroni mehr bekommen, weil es eine Speise sei, die sich nicht mehr für ihn zieme. „Nein," schreit er außer sich, „ich lege die Krone nieder!" (mi sprincepo!) *)

Die Maccaroni sind das Lieblingsgericht aller Stände. Sie kommen wöchentlich zweimal auf die Tafel des Neapolitaners

---

*) Scaramouche, dieser Heros der italienischen Komödie, verlangte an seinem Todestage eine große Schüssel Maccaroni mit Parmesankäse. Sein Arzt meinte, er könne, wenn er recht mäßig sei acht Tage länger leben. Sind Sie davon fest überzeugt? fragte Scaramouche. Ganz gewiß, erwiderte der Sohn Aesculaps. Eh bien! acht Tage mehr oder weniger sind eine Kleinigkeit für einen Mann, der lang genug gelebt hat, und diese kurze Spanne Zeit ist nicht werth, daß man ihr eine gute Schüssel opfere. Bringt mir Maccaroni und meinen Beichtvater. Er beichtete, aß und — starb. Anmerk des Onkels Zebra.

von Stand, und Alte und Junge heißen sie jedesmal willkommen.*)

In der That ist es aber auch eine leckere Speise. Man ißt sie mit geschmolzener Butter oder mit Pomme-d'oro-Muß. Die Leckermäuler bestreuen sie mit geriebenem Parmesankäse; jeder andere ist der Maccaroni unwürdig. Der Neapolitaner liebt maccheroni verdi, d. h. solche, die noch etwas hart sind; kein anderes Gericht, auch keine Suppe, darf ihnen vorhergehen. Er zerschneidet sie nicht, sondern zerreißt sie; er trinkt Wasser, niemals Wein dazu. Wer dagegen verstößt, ist ein Unwissender. Deutsche, welche, die edle Einfachheit der Maccaroni verkennend, Schinken darunter mischen, sind Barbaren. — Schriebe ich ein neapolitanisches Kochbuch, so würde ich ausführlich von dem timpano de' maccheroni oder der Maccaroni-Pastete sprechen und entwickeln, welche Bestandtheile dieselbe neben den Maccaroni enthalten müsse, als: Erbsen, Fleisch von jungen Hühnchen, unreife Eier und hundert Dinge mehr. So aber mußt Du Dich mit dem prächtigen Namen begnügen, der eigentlich Maccaroni-Pauke bedeutet. So wie die Engländer Plumpuddings oder Puddingesser bei uns heißen, so heißen die Neapolitaner maniamaccheroni (Maccaroniesser) bei den Italienern, und sie nehmen das nicht krumm. Ihre Gelehrten haben in vollem Ernste den Namen ihrer Lieblingsspeise von μακάριος (glücklich) abgeleitet und scherzweise ihr Vaterland für die μακάρων νῆσοι oder Insel der Seligen d. h. Maccaroni-Insel erklärt. — Die Sicilianer nennen die Maccaroni glariusi d. h. die Ruhmvollen.

Daß die Maccaroni in der außerordentlichen Menge italienischer Sprichwörter eine Stelle einnehmen, läßt sich leicht

*) Auch Papst Clemens XII liebte die Maccaroni mehr als jede andere Speise. Er kannte kein größeres Vergnügen, keine schönere Erholung, als in den Mußestunden Maccaroni zu fabriciren.

Anmerk. des Onkels Zebra.

rwarten. Sta in suo paese e mangia maccheroni (er hält ch in seiner Heimath auf und ißt Maccaroni) heißt: er lebt n Frieden und glücklich. — Il cacio casca sui maccheroni der Käse fällt auf die Maccaroni) bedeutet: es kommt zu ge-:gener Zeit. — E più grosso che l'aqua de' maccheroni er ist steif wie Maccaronibrühe) bezeichnet den Tölpel. — ʃn maccherone senza pertuso (eine Maccoroninudel ohne och) ist ein dummer Mensch. Man heißt auch eine Art ko-ıischer Gedichte, deren Verse aus lateinischen und italienischen Börtern zusammengesetzt sind (sie kamen im Anfange des sech-:hnten Jahrhunderts auf) Maccheronee oder maccaronische Poe-e, vielleicht, weil man sie so schmackhaft wie Maccaroni ınd; viele davon sind auch so schlüpfrig wie Maccaroni.*)

Man hat auch ganz dünne Maccaroni, die nicht hohl sind; :rner preßt man den Maccaroni-Teig (pasta) in der Form on Sternchen und kleinen Ringen aus und ißt ihn als Suppe ıit frischer Pomme-d'oro-Sauce. Dies sehr gewöhnliche Ge-icht heißt ministra bianca, weiße Suppe.**)

---

*) Der Erfinder dieser maccaronischen Poesie ist Girolamo Folengo, ;estorb. 1544). Sein Opus maccaronicum erschien Venedig 1517. ıid. 1521. Mailand 1522. Venedig 1561. 12. Amsterdam 1692. ibid. 768—71. 2 Bde. 4. Französ. unter dem Titel: Histoire maccaronique e Merlin Coccaie. Par. 1606, 2 Bde. 12. ibid. 1734. 2 Bde. 12. 5iehe Genthe's „Geschichte der maccaronischen Poesie," Halle 1829.
Anmerk. des Onkels Zebra.

**) Es sei mir erlaubt hinzuzufügen, daß es in Italien verschiedene Gattungen von Maccaroni giebt. Die stengelförmigen werden Mac-ıroni à canna, die platten, viereckigen Tagliarini, die schneckenförmi-en Maccaroni à lumago, die regenwürmerartigen Vermicelli, die andförmigen Lafagnelle uud die paternosterförmigen „Ricci di Fores-ına" genannt. Von allen diesen Arten giebt es weiße und gelbe Sor-n; die letztern sind mit Saffran gefärbt.
Anmerk. des Onkels Zebra.

XXXIII.

K ä s e.

Der Käse, das pikante Omega jedes wohlgeordneten Desserts, ist, wie Homer in seiner Iliade erzählt, die Erfindung eines Königs von Arcadien, der Aristeus geheißen haben und der Sohn Apollos und der Nymphe Cyrene gewesen sein soll.

Zur Zeit des berühmten Philosophen Aristoteles, der, beiläufig gesagt, ein großer Freund von Käse war, gab es nur drei Gattungen: Kameelkäse, Eselkäse und Kuhkäse. Ersterer soll die beste, letzterer die schlechteste Sorte gewesen sein.

Bei den Hebräern, Griechen und Römern spielte der Käse die Rolle unseres Kommisbrodes: die armen Soldaten wurden in der Regel mit nichts anderm als Kuhkäse abgespeis't. — Die Römer pflegten ihren Käse zu räuchern. In Rom gab es sogenannte tabernae caseariae, wo aller Käse, für das Heer bestimmt, auf Staatskosten geräuchert wurde.

Die fortschreitende Kultur, die Alles vervielfältigt und verfeinert, hat auch den Käse veredelt und ihm in den Rayons des Nachtisches eine wichtige Stelle eingeräumt.

Brillat-Savarin sagt in seiner „Physiologie du gout“: Un dessert sans fromage est une belle à qu'il manque un oeil (ein Dessert ohne Käse ist eine Schöne, der ein Auge fehlt). Aus der Unzahl der verschiedenartigen Kuh-, Ziegen- und Schaafkäse will ich nur Jene nennen, welche die Leckermäuler als die feinsten und wohlschmeckendsten anerkannt haben.

Hierzu gehören:

1. Der Roquefort, ein Schaaf- und Ziegenkäse, der wegen seines angenehmen Geruchs und seines feinen Geschmacks eine der ersten Zierden des französischen Nachtisches ist. Die besten kommen aus Nismes und Montpellier.

2. Der Sassenage, ein pikanter und besonders Weintrinkern sehr empfehlenswerther Schaafmilchkäse aus Grenoble.

3. Der Fromage de Brie, ein kleiner, plattgedrückter, weicher, aber sehr geschmackvoller Süßmilchkäse.

4. Der Angelot, ein kleiner, fetter, viereckiger oder auch herzförmiger Franzose, der aus der Normandie zu uns kommt.

5. Der Parmesankäse, ein halb fetter, aber überaus liebenswürdiger Italiener, den König Karl VIII. aus Piacenza seiner Gemahlin nach Frankreich geschickt. Dieser Käse wird vorzugsweise in der Gegend von Lodi in runden 50—100 Pfund schweren Laiben versandt und ist der unzertrennliche Begleiter jener liebenswürdigen Geschöpfe, die uns Allen unter dem Namen „Maccaroni" so theuer sind.

6. Der Cacio cavallo, der wohlschmeckendste aller italienischen Käsesorten, der in Neapel in Form länglicher Pilgertaschen vor den Buden hängt.

7. Der Muzzarelli- oder Büffelkäse, gleichfalls ein liebenswürdiger Italiener, der in kleinen Strohgeflechten auf den Markt kommt. Der Neapolitaner schlürft ihn gierig hinunter, wie eine Auster aus der Muschel.

8. Der Chester, ein weicher, gelber, oft grün gefärbter Engländer.

9. Der Gloucester, ein herzförmiger, gelb geschminkter Sohn Albions.

10. Der Stilton, der König der englischen Käsesorten. In der Grafschaft Dorset wurde im Jahre 1839 ein Stilton-Käse verfertigt, der nicht weniger als zehn Centner wog und für die Königin Victoria bestimmt war. Die Kufe und alle übrigen

zur Verfertigung dieses Riesenkäses nothwendigen Apparate haben 150 Pf. Sterl. (1800 Gulden) gekostet. Auf dem obern Theile des Käses war das königliche Wappen eingegraben.

11. Der Limburger, ein fetter, fast viereckiger, ungemein weicher und geschmackvoller und wegen seiner pikanten Schärfe sehr beliebter Niederländer aus der Provinz Lüttich; ein Liebling Peters des Großen.

12. Der Edamer, ein nordholländischer Süßmilchkäse mit rother oder weißer Rinde.

13. Der Delfter, ein säuerlicher Holländer mit oder ohne Kümmel.

14. Der Leydener oder Komynkaas, ein holländischer Sauermilchkäse, mit Kümmel gewürzt. Sein Wappen besteht aus zwei Schlüsseln, die sich kreuzen.

15. Der Emmenthaler, ein harter, halb fetter, ungemein salziger Eidgenosse aus dem Berner Oberland.

16. Der Greierzer (Gruyère) ein feister, fettaugiger, übrigens sehr liebenswürdiger Schweizer aus dem Canton Freiburg.

17. Der Schabzieger oder Kräuterkäse, ein in's Grüne spielender Helvetier, aus dem Canton Glarus, der sein Colorit dem beigemengten Steinklee verdankt. Sein Parfum ist etwas unangenehm; doch ist dieser Käse der gesündeste von allen, weil er den Magenschleim auflös't.

18. Ursener, der fetteste, aber auch unverdaulichste aller Schweizerkäse aus dem Canton Uri.

19. Der Brieser, ein fetter, gelber, aber leicht vergänglicher Ungar von Bries bei Neusohl.

Von den deutschen Käsesorten zeichnen sich die Tyroler und Salzburger, die Holsteiner und Oldenburger rühmlich aus.

Für solche, die gern Käse essen, theile ich zur Richtschnur noch folgende Bauerregel mit: Morgens genossen ist der Käse G o l d, Mittags S i l b e r, Abends B l e i.

Hofrath Pitschaft sagt: „Käse im Uebermaaß genossen, verschleimt den Magen, verursacht unruhigen Schlaf und krankhafte Reizbarkeit der Nerven. Wer aber an Magensäure leidet, mag zum Schluß der Mittagsmahlzeit ein Stückchen Schweizer oder Holländer Käse genießen. Die Schule von Salerno ertheilt folgenden Rath:

Der Käs' ist gut,
Den karge Hand reichen thut.

Es giebt wenig Völker, schreibt Dr. K. A. Mayer, die so gern Käse essen, als die Italiener. Eines ihrer Sprichwörter sagt: sono pane e cacio, sie sind Brodt und Käse, d. h. ein Herz und eine Seele.

XXXIV.

Salat.

Der gelehrte Jesuit Dominique Bouhours warf einst in vollem Ernste die Frage auf, „ob ein Deutscher auch ein Schöngeist sein könne?“ Der malitiöse Jesuit hat durch diese Frage der deutschen Nation einen Klex angehängt, der gerächt zu werden verdient. Ich mache den deutschen tief gekränkten Schöngeistern den gemüthlichen Vorschlag, die Asche dieses Jesuiten auszuscharren und als Streusand zu verbrauchen. Weit gerechter ist der Verfasser der Physiologie du gout: er sagt, der Deutsche könne Alles, nur keinen guten Salat machen. Das ist leider nur allzuwahr. Salatmachen war von jeher die schwache Seite der Deutschen. Frägt man, woran das liege, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich die ganze Schuld auf den deutschen Essig werfe. Olaus Borichius erzählt, er habe einen Menschen gekannt, der, so oft er Essig sah, mit den Zähnen geknirscht habe und in kalten Schweiß gerathen sei. Das muß ohne Zweifel deutscher Essig gewesen sein. Wenn wir anders gerecht sein wollen, müssen wir den Franzosen einräumen, daß sie von allen Nationen der Erde die größte Virtuosität in der Bereitung der Essige besitzen, eine Eigenschaft, die, bei Lichte besehen, wahrlich nicht die kleinste Tugend der großen Nation ist. Maille und Bordin, die Dioscuren der französischen Essigfabrikanten, haben den Essig zur höchsten Höhe seines Glanzes erhoben. Vor ihnen kannte man keinen andern Tafelessig als den sogenannten Esdragon. Maille und Bordin

waren die Meister, welche die Tafeln der Feinschmecker mit mehr als 50 neuen Essigarten bereichert, die den Vinaigre à l'ail, à la rose, aux six simples, à la ciboulette, à la capucine, au célérie, à la ravigote, à la christe marine, aux truffes, au basilic, à la framboise, à la civette, au gingembre, au oignons, aux capres und andere Essigminen entdeckt haben.

Ich schmeichele mir, vielen meiner salatliebenden Leser eine kleine Gefälligkeit zu erweisen, wenn ich ihnen ein Paar Anweisungen zur Bereitung zwei der feinsten Essige mittheile. — Maille's feiner Kräuteressig (Vinaigre aux herbes fines) wird auf folgende Weise zubereitet:

Man nehme Estragonkraut	. . . . .	12 Loth.
„ Basilicumkraut	. . . . .	4 „
„ Lorbeerblätter	. . . .	4 „
„ Rocambolen	. . . .	8 „

Man zerschneide diese Kräuter, die, nicht zu vergessen, frisch gesammelt sein müssen, schütte sie in eine große gläserne Flasche, begieße sie mit 1½ Quart Weinessig, verschließe diese Flasche und setze sie 3—4 Wochen den Strahlen der Sonne aus. Dann öffne man die Flasche, filtrire die Flüssigkeit durch Leinewand und presse den Rückstand, der ebenfalls filtrirt wird. Dann ist der Essig fertig.

Zu Bordin's Kraftessig (Vinaigre à la ravigotte) braucht man folgende Zuthaten:

Estragon	. . . .	12 Loth.
Lorbeerblätter	. . . . . .	6 „
Angelikawurzel	. . . . .	4 „
Capern	. . . .	6 „
Sardellen	. . . .	6 „
Chalottenwurzel	. . . . . .	4 „

Diese Materien werden in 2 Quart Weinessig aufgeweicht, und im Uebrigen wie Maille's Essig zubereitet. Mit diesem

Essig wird selbst der gewöhnlichste Salat seine Wirkung nicht verfehlen.

Salat ist die Würze des Bratens. Ein Braten ohne Salat ist eine Blume ohne Duft. Der Philosoph Aristoxenes war ein so großer Salat-Verehrer, daß er jeden Abend die Salatkräuter seines Gartens mit Meth besprengte.

Nicht ohne Stolz erkläre ich mich hier für den Erfinder eines neuen Salates, für den mir jeder Feinschmecker Dank wissen wird. Durch eigene Erfahrung habe ich heraus gefunden, daß die Blumenblätter der Dahlien einen köstlichen Salat geben. Diese Blätter nehmen in der Salatschüssel die Gestalt eines Blumenstraußes an, dessen buntes Farbenspiel durch das wirksame Reagens des Essigs und durch den Firniß des Provencer Oels noch glänzender hervortritt. Dieser Flora-Salat eignet sich ganz besonders zu Gänsebraten.

Bei dieser Gelegenheit will ich zweier anderer Salate gedenken, die manchem meiner Leser vielleicht noch besser als der von mir erfundene munden würden.

Pabst Sixtus V. hatte, als er noch Franziskaner-Mönch war, die Bekanntschaft eines armen, aber rechtschaffenen Advokaten gemacht, der allmählig mehr und mehr in Armuth und Elend gerathen war. Alle Arzeneien blieben ohne Wirkung. Eines Morgens schickte der heilige Vater dem armen, elenden Turinez einen Korb mit Salatkräutern. Als der Kranke die Kräuter wegnahm, fand er darunter 1000 goldene Zecchinen. Mit diesem Golde konnte er sich pflegen. Dieser schöne Zug Sr. Heiligkeit ist bei den Italienern zum Sprichwort geworden, und wenn man dort Einen weiß, dem es an Geld und Unterstützung fehlt, so pflegt man zu sagen: dem fehlt nichts als Sixtinischer Salat.

König Philipp II. von Spanien schickte einst, in einer Anwandlung galanter Laune, seiner dritten Gemahlin, Anna von Oesterreich, der Tochter Kaiser Maximilians II., in einer gol-

denen Schüssel einen italienischen Salat, begleitet von folgendem Schreiben:

„Mein herzallerliebstes Weib!

Beiliegend sende ich Dir einen Salat, der Dir hoffentlich gut munden wird. Ich habe ihn selbst bereitet; möchte er Dir Freude machen! Du siehst, ich habe zu Allem Talent, sogar zum Koch."

Der königliche Salat bestand aber nicht aus Kräutern, sondern aus kostbaren Edelsteinen. Die Topase sollten das Oel bedeuten, die Rubine den Essig, die Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragde die grünen Blätter. Dieser Salat soll 16,000 Dukaten gekostet haben.

Wo lebt das Weib, das solch' philippischem Salate widerstehen könnte?!

Jedem Salatverehrer empfehle ich ein altes italienisches Werkchen von Massenio, das, „l'insalata" betitelt, im Jahre 1628 bei Moganza in Venedig herausgekommen ist und in 68 höchst gelehrten Kapiteln einzig und allein von Salat handelt. Der gute Italiener untersucht folgende für jeden Feinschmecker höchst wichtige Fragen:

1) Worin besteht das eigentliche Wesen des Salats?
2) Haben auch die Alten Salat gegessen?
3) Was ist der Zweck des Salatessens?
4) Welche Bestandtheile gehören zu einem guten Salat?

Dann beleuchtet er mit tiefer Einsicht die Art der Bereitung, spricht sehr gelehrt über Essig, Oel, Salz, Knoblauch u. s. w. Dann weis't er dem Salat seinen schicklichsten Platz an und verwirft den Gebrauch, ihn erst zum Schluß der Tafel zu genießen, als äußerst zweckwidrig. Ferner stellt er höchst gelehrte Untersuchungen an, ob man gleich darauf trinken solle, ob zwischen ihm und den nachfolgenden Gerichten eine Pause eintreten müsse und ob er Abends genossen eben so gesund als Mittags sei. Aeußerst beherzigenswerthe Bemerkungen für die Salat-

Freunde machen den Schluß dieses Werkchens, das in der Bibliothek eines Feinschmeckers nicht fehlen darf.

Nur noch zwei Worte über die Zubereitung des Salats. Um einen Salat gut anzumachen, muß — wie der Franzose sagt — der Geizige den Essig, der Verschwender das Oel, der Sparsame den Pfeffer, der Weise das Salz beimischen und der Ungestüme dies Alles rasch durch einander rühren.

Folgende Verhältnisse geben einen vortrefflichen Salat:

Vier	Dessertlöffel	Senf.
"	"	Salz.
Drei	"	Sardellenessenz.
Vier	"	Schwamm-Katchup.
Drei	"	Provencer Oel.
Zwölf	"	Essig.
Drei	"	Eidotter.

Wie die Maccaroni in den italienischen Sprichwörtern, so spielt der Salat in den französischen Proverbes eine wichtige Rolle: Donner une bonne salade à quelqu'un heißt Einem den Kopf waschen. Donner une salade à cheval heißt einem Pferde Salz und Brod geben; un régiment de salade heißt ein neugeworbenes, schlecht eingeübtes Regiment.

XXXV.

Eine Steinbutte und zwei Diplomaten.

Der Abbé Bernis war ein Glückskind. Dame Fortuna hatte in ihm — man verzeihe mir den trivialen Ausdruck — einen Narren gegessen. Schon an der Wiege hatte sie ihm, gleichsam als Pathen-Angebinde, eine ausnehmend einnehmende Physiognomie, ein Paar allerliebste, geistreiche, spitzbübische Augen, ein zierliches Füßchen und ein fein gedrechseltes Damenhändchen geschenkt. Später hatte sie ihn mit Heiterkeit und Witz und auch mit etwas Talent zum Dichten begabt. Er war noch Seminarist von Saint Sulpice und erst achtzehn Jahre alt, als er schon recht hübsche Verse machte, die im „Mercure galant“ erschienen und vorzüglich bei jeder Dame, die in der Philis, Chloe und Cythere, welche er besang, nur sich allein gemeint glaubte, ungemein vielen Anklang fanden. Seine Quatrains und Madrigals, die lauter Blumenduft athmeten, flatterten von Mund zu Mund und nisteten sich im Herzen aller schönen Frauen ein. Herr Bernis dichtet wie ein junger Gott, sagten die Damen und rissen sich um seine Bekanntschaft. Ein Liebling der Frauen aber ist ein Auserwählter des Himmels, dem das Glück so zu sagen nachläuft. Kein Wunder also, daß auch der kleine Herr Bernis, der unterdessen Abbé geworden war, sehr bald vom Glück beim Mantel erfaßt und in eine glänzende Laufbahn geschleudert wurde. Im Grunde

hatte er's wohl auch verdient, denn er war in der That einer der schmucksten und liebenswürdigsten Etourdis, der letzte jener netten zierlichen Abbés, die ein halbes Jahrhundert hindurch gleichsam die Penaten der Pariser Boudoirs waren. Schade, Jammerschade, daß seit 1789 diese Race gänzlich ausgestorben ist. — Abbé Bernis stand eben in der vollen Blüthe seiner Jugend, als Zufall oder Bestimmung — ich mag es nicht entscheiden — ihn in das Haus der Madame Poisson führte, wo er der reizenden Antoinette, die fünf Jahre später als Marquise von Pompadour den glänzenden Focus des französischen Hofes bildete, Unterricht im Clavier und — beiläufig gesagt — auch in den Anfangsgründen der Liebe gab. Der galante Lehrer besang die reizende Schülerin in allen erdenklichen Versarten, und zwar so schön, daß ein Herz von Stein hätte gerührt werden müssen. Antoinette Poisson sonnte sich in den Strahlen seiner Poesie wie die Lotosblüthe in des Mondes keuschen Blicken und erwiderte jeden seiner Verse mit dem reizendsten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebot stand. Der kleine Abbé schwamm im Meere ihrer Reize wie — ich muß abermals um Verzeihung bitten — eine Fliege in der Buttermilch. Sie musicirten, sangen und dichteten zusammen und würden sich vielleicht geheirathet haben, hätte es der Himmel nicht anders fügen wollen. Antoinette wurde die Gemahlin des Finanzpächters Lenormand d'Etioles und bald darauf die Calypso des Ulysses von Frankreich, oder, rund herausgesagt, die Maitresse Ludwigs XV. Frau von Pompadour stellte den Mentor ihrer Jugend dem Könige vor, der — vielleicht schon aus Rücksicht für seine Geliebte — von dem einschmeichelnden Wesen des kleinen Abbé so entzückt war, daß er ihm eine Wohnung in den Tuilerien und — eigentlich für nichts und wieder nichts — eine Pension von 1500 Livres gab. Einige Zeit später, als Seine Majestät den Verdacht zu schöpfen geruhten, daß Herr Bernis ein gefährlicher Nebenbuhler sei, geriethen

Allerhöchstdieselben auf den glücklichen Einfall, den kleinen Mann als Gesandten nach Venedig zu schicken. Abbé Bernis entwickelte in dieser neuen Sphäre eine so große Gewandtheit, daß der König und der ganze Hof davon höchlich überrascht waren. Bernis ist zu Allem zu gebrauchen, sagte Frau von Pompadour, berief ihn nach Paris zurück und gab ihm (1757) das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten.

Aber nach Verlauf eines Jahres zog er sich — Gott weiß wodurch — die Ungnade seiner Beschützerin zu, erhielt jedoch einige Tage vor seiner Verabschiedung, gleichsam als Pflaster auf die Wunde, den Cardinalshut. Fünf Jahre später (Frau v. Pompadour war unterdessen gestorben) erschien sein erloschener Glücksstern in neuem Glanze. Ludwig XV. schickte ihn im Jahre 1769 als Gesandten zum Conclave nach Rom. Er war es, der die Wahl Ganganellis und bei diesem die Aufhebung des Jesuiter-Ordens bewirkte — ein Schritt, den Clemens XIV. bald darauf mit seinem Leben bezahlte.

Dort in Rom lebte der ci-devant Abbé wie Gott in Frankreich. Ein Mann von Geist, Cardinal und Diplomat — natürlich also, daß er auch Feinschmecker war. Er hatte einen vortrefflichen Keller, einen eminenten Koch und — einen ausgezeichneten Appetit, was, bei Lichte betrachtet, gewiß eine der schönsten Cardinaltugenden ist.

Zu derselben Zeit befand sich auch der Herzog von Grimaldi als Gesandter Karls III. in Rom. Obgleich Grand von Spanien und Besitzer eines großen Vermögens, war der Herzog dennoch ein Geizhals, der zwar auch die Freuden der Tafel liebte, jedoch nur so lange, als sie nicht mit allzugroßen Kosten verknüpft waren. Herr von Grimaldi legte sich deßhalb auf die Kunst des Schmarotzens, lud sich bald beim öſtreichischen, bald beim englischen, am liebsten aber beim französischen Gesandten ein, weil er wußte, daß Cardinal Bernis aus Frankreich das

Ideal eines Kochs mitgebracht habe und überdem keine Kosten scheue, seine Gäste so glänzend als nur möglich zu bewirthen.

Ich bin endlich am Schlusse meiner Erzählung angelangt und bitte meine freundlichen Leser drei bis fünf Mal um Verzeihung, daß ich diesmal — ganz gegen meine Gewohnheit — so weit ausgeholt habe.

Der Herzog von Grimaldi hatte schon so oft die Runde durch alle gesellschaftlichen Diners gemacht, daß er endlich die Nothwendigkeit einsah, auch einmal ein Fest zu veranstalten, um der hohen Diplomatie einen Theil seiner Schuld abzutragen. Nach langem Kampfe entschloß er sich endlich, einen Tag festzusetzen, an dem er den ganzen Corps diplomatique bei sich sehen wollte. Der Herzog beschäftigte sich eben mit dem Budget des Festes, als der Haushofmeister eintrat.

— Serenissimus, sagte der Eintretende, ich erlaube mir, Euer Durchlaucht die Anzeige zu machen, daß ich einen Fisch ausgewittert habe, der ganz geschaffen ist, die herzogliche Tafel zu zieren.

— Einen Fisch? Was für einen Fisch?

— Eine Steinbutte von so seltener Größe und Schönheit, daß Kaiser Domitian mit Freuden eine Provinz seines Reiches dafür hingegeben und den ganzen Senat zusammenberufen hätte, um ihn entscheiden zu lassen, in welcher Sauce er — der Fisch nämlich — zubereitet werden solle.

— Hast Du den Fisch schon gekauft? fragte der Herzog.

— Noch nicht.

— Warum nicht?

— Weil der Mann dafür — erschrecken Sie nicht, Serenissimus — fünfunddreißig Zechinen begehrt.

— Wie viel? fragte der Gesandte Spaniens.

— Fünfunddreißig Zechinen.

Der Grand von Spanien kratzte sich die Ohren und rief: Welch ein Heidengeld! Der Himmel verzeihe mir die Sünde,

wenn mir dabei unser Heiland einfällt, den man für dreißig Silberlinge verkauft hat, und dieser Mann verlangt für eine Steinbutte fünfunddreißig Zechinen! Unverschämte Forderung! Doch will ich hoffen, daß er mit sich handeln läßt...

— Euer Durchlaucht geruhen diesmal zu irren. Ich bot ihm zwanzig Zechinen.

— Und was erwiderte er?

— Lieber esse ich ihn selbst.

— Was so ein Pöbel für Stolz besitzt! Geh' hin und gieb ihm fünfundzwanzig.

— Er läßt sich keinen Paolo von seiner Forderung abhandeln, fügte er hinzu, als ich ihm dreißig Zechinen geben wollte.

— Eh bien! Man muß leben und leben lassen... gieb ihm einunddreißig Zechinen...

— Er ist eigensinnig.

— Gib ihm zweiunddreißig...

— Er wird mich gehen lassen...

— Für dreiunddreißig läßt er ihn ganz bestimmt...

— Ich will's versuchen, sprach der Haushofmeister und verfügte sich mit dem Gelde zum Fischhändler.

Der Zufall hatte unterdessen den Koch Sr. Eminenz des Herrn Cardinals von Bernis zu demselben Fischlieferanten geführt. Herr Pompée Magloire Vatel, der in directer Linie von jenem unsterblichen Koch des Prinzen von Condé abstammte, von dem sich, wie bekannt, eine neue Aera der Kochkunst datirt, sah diese verführerische Steinbutte, schlug vor Verwunderung die Hände über den gepuderten Kopf zusammen und rief:

— Dieu de Dieu, quel turbot! guter Mann, was kostet diese Eminenz?

— Fünfunddreißig Zechinen und keinen Paolo mehr oder weniger.

— Hier ist das Geld, gieb mir den Fisch...

— Halt, das geht nicht!

— Warum nicht, edler Römer?

— Weil er schon halb und halb verkauft ist.

— Und an wen, mon ami Cinna?

— An den Herzog von Grimaldi.

— An den Geizhals, der sich übermorgen einmal revanchiren will?

— Ich habe seinem Haushofmeister versprochen, den Fisch nicht eher zu verkaufen, als bis er mir Antwort gebracht, ob der Herzog ihn für diesen Preis behalten will.

— Der Grand von Spanien, edler Römer, ist ein Knicker, der dieses Kleinod für den Schnabel seiner Gäste viel zu theuer finden wird. Er ist nicht werth, solch eine Perle von Fisch auf seiner Tafel zu sehen. Gebt mir diesen Fisch, ich zahle Euch im Namen meines Herrn fünf Zechinen mehr als Ihr gefordert habt.

— Aber mein Wort!

— Ah bah, ein Fischhändler braucht niemals Wort zu halten. Ueberdem, edler Römer, müßt Ihr einsehen, daß es gottgefälliger ist, einem Cardinal als einem Herzog etwas Angenehmes zu erweisen. Mein Herr und Gebieter, Seine Eminenz der Cardinal von Bernis, kann für Euch ein gutes Wort bei dem heiligen Vater einlegen, dessen rechte Hand er ist. Laßt mir den Fisch und ich stehe Euch dafür, daß mein Herr Euch in sein Gebet einschließt, und daß Ihr dann, frommer, tugendhafter Römer, auf directem Wege in den Himmel kommt.

— Und wieviel wollt Ihr mir geben?

— Vierzig Zechinen und — falls Ihr wollt — noch einen Kuß von mir als Trinkgeld.

— Gebt mir das Geld, den Kuß schenke ich Euch.

— Ganz wie's Euch gefällt, erwiderte der Demosthenes der Küche und legte dem Fischhändler vierzig blanke Zechinen hin.

— Da nehmt den Fisch und vergeßt nicht, meine arme

Seele dem Gebete Eures Herrn zu empfehlen. Ich heiße Pietro Marulli und gehe jeden Sonntag in die Kirche...

— Verlaßt Euch auf mein Wort: Ihr kommt in den Himmel, wiederholte der Koch Seiner Eminenz und eilte frohlockend mit seiner Beute davon.

Fünf Minuten später kam athemlos der Haushofmeister des Herzogs von Grimaldi gerannt.

— Ich bringe Euch, carissime, frohe Botschaft. Mein Herr und Gebieter, der Herzog von Grimaldi, Grand von Spanien, bevollmächtigter Minister Sr. katholischen Majestät König Karls III., Kammerherr und Ritter des goldenen Vließes, hat sich huldreichst bewogen gefühlt, Eure Steinbutte in Gnaden kaufen und Euch dafür dreiunddreißig Zechinen bezahlen zu wollen.

— So? erwiderte der Fischhändler in gedehntem Tone.

— Hier ist das Geld... wo aber ist der Fisch?

— Der ist verkauft.

— Verkauft, wiederholte der Haushofmeister, wie vom Blitz getroffen. Wer hat es gewagt, einen Fisch zu kaufen, den der Herzog von Grimaldi, Gesandter Sr. spanischen Majestät, bereits behandelt hat?

— Wer das gewagt hat, fragt Ihr? Ich will's Euch sagen: Seine Eminenz der Herr Cardinal von Bernis...

— Der verdammte Franzose! Mann, das sollt Ihr büßen; ein Grand von Spanien weiß Beleidigungen dieser Art zu rächen... Ihr habt Euer Wort gebrochen und werdet in des Teufels Küche kommen.

— Ihr irrt, der Koch Sr. Eminenz hat mir sein Wort gegeben, daß ich auf directem Wege in den Himmel komme.

— Da hat mein Herr, der Grand von Spanien, wohl auch ein Wörtchen mitzusprechen... ich sage Euch, Ihr kommt direct in die Hölle... Sprecht, wie viel hat der vermaledeite Franzose Euch für den miserablen Fisch bezahlt?

— Fünf Zechinen mehr als ich verlangt hatte!

— Caracho! rief der Hofmeister, schlug sich wuthentbrannt vor die Stirn und eilte fort, um seinem Herrn und Gebieter die Hiobspost zu überbringen. Zerknirscht stürzte der Haushofmeister in's Kabinet des Herzogs und rief außer sich:

— Durchlaucht, ich bin ein Kind des blassen Todes!

— Mutter Gottes, was ist geschehen?

— Man hat Eurer Durchlaucht die größte Beleidigung zugefügt.

— Sprich, erkläre Dich!

— Der Cardinal von Bernis hat seine Effronterie so weit getrieben, die bewußte Steinbutte — erschrecken Sie nicht, Serenissimus — uns vor der Nase wegzukaufen.

— Hat er das wirklich gethan?

— So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, der Euere Durchlaucht noch nie belogen hat.

— Wenn's nur das ist, so tröste Dich... Im Grunde hat er mir damit, ganz wider seinen Willen, eine Gefälligkeit erwiesen, denn bei ruhiger Ueberlegung finde ich, daß dreiunddreißig Zechinen zu viel für einen Fisch sind, und wenn der Cardinal mich an dem Tage, wo ihm diese Steinbutte servirt wird, zu sich einladet, so will ich ihm von Herzen gern verzeihen, daß er den Fisch mir weggefischt hat.

* * *

Noch an demselben Tage verzehrte der Cardinal Bernis diese Steinbutte in einer von seinem Koche eigens neu erfundenen Sauce, die Sr. Eminenz so außerordentlich behagte, daß er in allem Ernste betheuerte: daß er in solcher Sauce sogar den heiligen Vater verzehren könne.

Der Cardinal hatte die Unvorsichtigkeit begangen, den Herzog von Grimaldi diesmal nicht einzuladen.

Seitdem waren sie die ärgsten Feinde.

XXXVI.

Ein Frühstück Napoleon's.

Napoleon pflegte wie Harun al Raschid (der mehr durch den Pinsel jenes Dichters, welcher ihn in den Märchen von Tausend und Einer Nacht gemalt, als durch den Griffel der Geschichte berühmt geworden ist) incognito die Straßen seiner Hauptstadt zu durchwandern, theils um die Stimmung seines Volkes zu belauschen, theils um seinem von der Arbeit erschöpften Geiste eine kleine Erholung zu gönnen.

Wie der Khalif von Bagdad, gefolgt von seinem Großwessier Giaffar, so pflegte der Kaiser der Franzosen, begleitet von seinem Großmarschall Duroc, oft mitten in der Nacht, oft vor Anbruch des Tages die vergoldeten Säle seines Palastes, den er scherzweise seinen Kerker nannte, zu verlassen, um sich das Vergnügen zu verschaffen, unerkannt seine gute Stadt Paris zu durchstreifen. Bei diesen Wanderungen trug er gewöhnlich einen blauen, bis an den Hals zugeknöpften Rock und einen runden Hut mit breiten Krämpen. Auch sein Begleiter war so einfach gekleidet, daß nichts seinen Rang verrieth. Diese Incognito-Promenaden verhalfen dem Kaiser zu manchem lustigen Abenteuer.

Es war im Herbste des Jahres 1805, als Napoleon, ungeduldig, die Siegessäule auf dem Vendomeplatz, das Facsimile seines Triumphes, vollendet zu sehen, sich gleich vor Sonnenaufgang in Begleitung Duroc's nach dem Bauplatze begab, um sich zu überzeugen, wie weit die Arbeit unter Denon's Leitung bereits vorgeschritten sei. Zufrieden, daß das Monument seiner

Größe sich endlich der Vollendung nähere, begab er sich von hier in die Rue Napoléon (die jetzige Rue de la Paix), wo gleichsam, wie durch Zauberschlag, täglich neue Paläste, großartiger als jene zu Bagdad, aus der Erde wuchsen. Von hier kam er auf den Boulevard und schien nicht wenig verwundert, dieses sonst so lebhafte Quartier noch ganz öd und menschenleer zu finden.

— Die Herren Pariser, sagte der Kaiser zu seinem Großmarschall, müssen in diesem Quartier, wie mir scheint, etwas faul sein, weil alle Läden, obgleich es schon lange Tag ist, noch geschlossen sind.

Fröhlich fortplaudernd erreichte er endlich die Bains chinois, die erst vor Kurzem eine neue glänzende Außenseite erhalten hatten. Der Kaiser musterte eben die prachtvolle Decoration dieses Badetempels, als das hier befindliche Kaffeehaus sich öffnete.

— Wie wär's, Duroc, wenn wir hier frühstückten? Ich habe Hunger. Wollen wir hier eintreten? Und ohne die Antwort abzuwarten, tritt der Kaiser ohne Umstände in's Kaffeehaus ein, setzt sich an einen der vielen Tische, ruft den Garçon, bestellt sich Hammel-Cotelette, eine Omelette aux fines herbes (dies waren seine Lieblingsspeisen) und eine Flasche Chambertin. Nachdem er sein Frühstück mit dem besten Appetit verzehrt und eine halbe Tasse Kaffee, den er, beiläufig gesagt, viel besser als jenen fand, den er in den Tuilerien trank, zu sich genommen hat, ruft er den Garçon, verlangt die Karte und sagt, indem er aufsteht, zu Duroc:

— Bezahlen Sie... es ist Zeit, daß wir heimkehren!

Dann stellt er sich auf die Schwelle des Eingangs, kreuzt seine Hände hinter den Rücken und pfeift ein italienisches Liedchen vor sich hin.

Der Großmarschall hat unterdessen alle seine Taschen durchsucht und endlich die Gewißheit erhalten, daß er in der Eile,

womit er sich heute Morgen angekleidet, seine Börse vergessen, was um so verdrießlicher war, weil er wußte, daß der Kaiser niemals Geld bei sich trug. Der Garçon überreicht dem Großmarschall die Karte, deren Ziffern sich auf 12 Franks belief. Beide betrachten sich eine Zeit lang, ohne ein Wort zu sagen; Duroc bestürzt, weil ihm so etwas noch nie passirt war, der Garçon, weil er den Grund der Verlegenheit, welche Duroc zu verbergen sucht, sogleich errathen hat. Der Kaiser, nicht ahnend, was hier vorgefallen sei, kann nicht begreifen, was Duroc so lange zurückhalte. Nicht gewohnt, daß man ihn so lange warten lasse, wendet er mehrere Male den Kopf um und murmelte ungeduldig: Allons donc, spuden Sie sich, es ist schon spät!

Der Großmarschall begreift endlich, daß diese kritische Lage nicht länger dauern darf. In dem Wahne, daß man, um aus einem Kaffeehause herauszukommen, nichts Anderes bedürfe, als unumwunden zu gestehen, man habe seine Börse vergessen, nähert er sich der Eigenthümerin des Café, die mit essigsaurer Miene am Comptoir sitzt, und sagt ihr in höflichem, aber etwas verlegenem Tone:

— Madame, mein Freund und ich wir sind diesen Morgen ausgegangen... etwas übereilt... und haben vergessen... unsere Börse mitzunehmen... aber ich gebe Ihnen mein Wort, Madame, daß ich Ihnen in einer Stunde den Betrag unserer Zeche zuschicken werde...

— Wohl möglich, antwortet die Dame mit eiskaltem Lächeln, aber ich kenne weder Sie, noch Ihren Freund, und werde alle Tage auf ähnliche Weise angeführt. Sie begreifen also wohl...

— Madame, erwidert Duroc, der vor Verlegenheit kirschroth geworden war, wir sind Ehrenmänner... Offiziere der kaiserlichen Garde...

Der Kaiser, der die letzten Worte vernommen hat, aber nicht klug daraus werden kann, wendet sich rasch um und fragt:

— Eh bien! was giebt's?

Aber auf ein Zeichen Duroc's bleibt er unbeweglich auf seinem Platze stehen, drückt sich den Hut tiefer in's Gesicht und hört zu pfeifen auf.

Der Garçon des Kaffeehauses, honnet genug, die Verlegenheit des Fremden zu begreifen, hält es für Pflicht, dieser Scene ein Ende zu machen, um so mehr, da er in der kleinen gedrungenen Gestalt des Kaisers zwar nicht den Kaiser, aber in dem andern Herrn einen der Großoffiziere erkennt, die täglich im Hofe der Tuilerien die Parade vorbeiziehen lassen.

— Madame, sagt der Garçon, da diese Herren ihre Börsen vergessen haben, so sage ich gut für sie, überzeugt, daß Offiziere von der kaiserlichen Garde einem armen Garçon, wie ich bin, nicht, mit Erlaubniß gesagt, durch die Lappen gehen werden.

— Wieder zwölf Francs verloren! ruft die Wirthin mit schlecht verhehltem Grimme aus.

— Nein, Madame, ich werde sie Ihnen sogleich bezahlen, erwidert der Garçon, zieht eine kleine Börse hervor und bezahlt die Dame, die leise vor sich hin murmelt, daß es eine schlechte Angewohnheit sei, Geld auszugeben, wenn man keines habe.

— Hier, sagt der Großmarschall, seine Uhr herausziehend, nehmt dieses Pfand und behaltet es so lange, bis ich mich meiner Schuld gegen Euch entledigt habe. Ich danke Euch im Namen meines Freundes, der, wie Ihr seht, auf Kohlen steht: wir haben Geschäfte und also keine Zeit zu verlieren.

— Mein Herr, erwidert der Garçon, ich bedarf keines Unterpfandes... ich habe die Ueberzeugung, daß Sie Männer von Ehre sind...

— Ihr sollt keine Ursache haben, diesen Glauben zu bereuen, entgegnet Duroc und entfernt sich mit dem Kaiser, den er des langen Wartens wegen um Entschuldigung bittet und ihm dann den ganzen Vorgang erzählt. Der Kaiser lacht herzlich und ist außer sich über die Großmuth des Garçons, der, ohne sie zu kennen, ihr Frühstück bezahlt hat.

— Das ist ein pariser Kind, sagt Napoleon, so sind sie Alle!

Plaudernd erreichten sie die Tuilerien, wo ihre ernsten Beschäftigungen sie an das Frühstück und den Garçon, der es für sie bezahlt hatte, nicht mehr denken ließen.

* *
*

Sechs Wochen waren seitdem verflossen, als der Kaiser eines Morgens, beim kleinen Lever, seinen Großmarschall rufen ließ.

— Ich habe heute nicht viel zu thun, sagte Napoleon, wie wär's, wenn wir, da es noch sehr früh ist, ein wenig spazieren gingen?

— Sire, es ist sehr kalt; überdem ist heute Abend Weihnachten und alle Welt frühzeitig auf den Straßen, um Einkäufe für die Feiertage zu machen. Wo könnten Eure Majestät wohl hingehen, ohne erkannt zu werden?

— Sie haben Recht, Duroc, wir wollen unsere Promenade heute Abend machen. — Doch halt, wie steht's mit unserm Abenteuer im Café der Bains chinois?

— Sire, erwidert Duroc ganz bestürzt, ich schäme mich, Euer Majestät zu gestehen, daß ich seit jenem Augenblick nicht mehr daran gedacht habe; ja, ich habe sogar vergessen, dem ehrlichen Garçon unsere Schuld zu bezahlen.

— Sagen Sie lieber, Ihre Schuld; das ist schlecht, Duroc, sehr schlecht, sagte der Kaiser etwas heftig. Mir ist es erlaubt, dergleichen Kleinigkeiten zu vergessen... aber Sie...

— Sire, ich werde meinen Fehler wieder gut machen.

— Thun Sie das, Duroc, aber noch heute, jetzt gleich und auf eine Weise, die Ihrer würdig ist.

Duroc verneigte sich und ging.

Zwei Stunden später trat ein Diener, dem der Großmarschall genaue Instructionen ertheilt hatte, in's Café der Bains chinois.

— War es nicht hier, fragt er die Dame des Hauses, wo, vor ungefähr sechs Wochen, zwei Herren in blauen Ueberröcken gefrühstückt und ihre Rechnung nicht bezahlt hatten?

— Ja, mein Herr, antwortet die Dame etwas bestürzt, denn dieser Mann trug die Livrée des kaiserlichen Hauses.

— Eh bien, Madame, diese beiden Herren waren Seine Majestät der Kaiser und der Herr Großmarschall des Palastes... Kann ich den Garçon sprechen, der für sie bezahlt hat?

— Sogleich, mein Herr...

Die Dame klingelt und ist fast einer Ohnmacht nahe. Sie sagt, sie wolle sich in's Wasser stürzen, wenn es ihr nicht gestattet würde, sich Seiner Majestät zu Füßen zu werfen und ihn um Verzeihung anzuflehen. Unterdessen erscheint der Garçon, dem der Kammerdiener eine Rolle von hundert Napoleonsd'or übergiebt.

— Der Herr Großmarschall des kaiserlichen Palastes, fügt er hinzu, hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß, Falls Sie jemals eine Gunst für sich oder einen der Ihrigen zu erbitten hätten, er sehr erfreut sein würde, Ihnen auch einmal seiner Seits nützlich werden zu können.

Durgens (so hieß der Garçon) beeilte sich, von dieser wohlwollenden Absicht des Herrn Großmarschalls sehr bald Gebrauch zu machen. Duroc stellte ihn bald darauf als Kammerdiener im Haushalt des Kaisers an. Es gelang ihm, sich das Vertrauen Josephinens zu erwerben, die ihn, als sie sich nach Malmaison zurückzog, in ihre Dienste nahm.

Aber sonderbares Geschick! Derselbe Durgens starb 1814 im Dienste des Herzogs von Wellington!

XXXVII.

Die Riesenpastete.

Die Polen, die man mit Recht die Franzosen des Nordens nennt, haben sich von jeher, wie ihre Waffenbrüder an der Seine, durch die Großartigkeit ihrer gastronomischen Neigungen ausgezeichnet. Eine polnische Chronik erzählt folgende Curiosität:

Eine der größten gastronomischen Feierlichkeiten veranstaltete August II. im Jahre 1732, als er zwischen Warschau und Villamovo ein Lustlager aufgeschlagen hatte. Nach vierzehn Tagen mühseliger Märsche und Gegenmärsche, täuschender Angriffe und Vertheidigungen, lud der König die Oberbefehlshaber der verschiedenen Corps zu einem großartigen Banket ein, an dem auch alle Soldaten Theil nehmen durften. Auf allerhöchsten Befehl wurde für sie ein Kuchen gebacken, den man wegen seiner colossalen Größe mit Recht ein Kuchen-Ungeheuer nennen darf. Man hatte hierzu fünfundsiebzig Korzecs Mehl gebraucht und wenn man 4800 Eier, eine Tonne Milch, eine Tonne Butter und eine Tonne Hefen hinzuthut, so wird man sich einen ungefähren Begriff von der Größe dieser Riesen-Pastete machen, die dreißig Fuß hoch und zehn Fuß breit war. Gebacken und mit einer Unzahl von Blumen übersäet, wurde dieses Kuchen-Ungeheuer auf eine Trage gesetzt, die von acht Pferden fortgezogen wurde, deren Geschirr mit Bretzeln und Krapfen geschmückt war. Diesem Triumph-

wagen schritten sechshundert Grenadiere beim klingenden Spiele der königlichen Leibhusaren voran.

Dann kam der Schöpfer dieses Kuchen-Ungeheuers, der Meister Kuchenbäcker, der mit einem unbeschreiblichen Stolze ein Messer von sieben Fuß Länge trug. Sechszehn Pastetenbäckergehülfen, buntfarbige Fahnen in der Luft schwenkend, vervollständigten das Ensemble dieser komischen Scene. Dann folgte eine Reihe großer Wagen, die mit Fleisch und Fischen jeder Gattung beladen waren. Der Führer dieser Wagenreihe war des Königs Leibkoch, der, als Bacchus maskirt, sich mit Weintrauben umkränzt hatte. Der Gott der Weinlese hielt einen großen goldenen Becher in der Hand. Acht kleine Neger bildeten seine Ehrengarde.

Als der Zug auf dem Schloßplatze angekommen war, machte er Halt vor dem Monarchen, der, von seinem Generalstabe umgeben, die Ankunft desselben erwartet hatte. Auf ein Signal des Königs wurden hundert Salven abgefeuert, worauf Meister Kuchenbäcker und seine Gehülfen mit Hülfe einer Leiter den Gipfel des Kuchens erklimmten, der nun mit Hülfe ihrer langen Messer in Stücke zerschnitten wurde. Das erste Stück wurde, wie billig, dem König August präsentirt, die nachfolgenden seinem Hofstaat. Bacchus reichte dann dem König den goldenen Pokal, mit dem köstlichsten Weine angefüllt. Auf ein zweites Signal des Königs nahmen die Soldaten das Kuchen-Ungeheuer unter Hurrahgeschrei, gleich einer belagerten Festung, mit Sturm ein und rissen ein Stück nach dem andern herunter, so zwar, daß nach Verlauf von zehn Minuten die Pasteten-Festung demolirt und von ihr nichts mehr zu sehen war, als die Trage, worauf sie gestanden. Die Zerstörung wurde mit Spiel und Tanz, mit Sang und Becherklang gefeiert. Wenn man der Chronik Glauben schenken darf, so schreibt sich von diesem Feste die berühmte Vergleichung her: „Lustig wie ein Pole.“

XXXVIII.

Servietten-Novelle.

Es war eine himmlisch schöne Zeit! Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt, schrieb ein boshaftes Journal, war der personificirte Leichtsinn, hatte eine Unzahl von Gläubigern und lebte wie Gott in Frankreich. Man hatte mich zweimal auf's Theater gebracht und mich dadurch zu einem öffentlichen Charakter gemacht. Und daher kannte mich jedes Kind und liebte mich jede Frau.

Damals verging keine Woche, in der ich nicht wenigstens ein Dutzend Einladungen erhielt. — So war ich eines Tages zu einem Diner eingeladen von einem jungen russischen Cavalier, der in mir, so zu sagen, einen Narren gegessen hatte.

Damals brauchte ich zwei Stunden zu meiner Toilette, denn ich war ein Stutzer, der in Verzweiflung gerieth, wenn ihm die Masche seines Halstuches nicht gelang oder der Frack eine Falte warf. Nachdem ich, sorgfältiger als je, meine Toilette gemacht, fuhr ich zum Grafen.

Bei meinem Eintritt in den Salon stellte mich der russische Amphitryon zuerst seiner Cousine, einer jungen Wittwe, vor, die erst unlängst aus Moskau angekommen war. Russische Frauen und russischer Caviar waren von jeher meine Lieblingsgerichte. Ich leerte den ganzen Köcher meiner damals unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, um auf diese Dame einen guten Eindruck zu machen. Diese Wittwe war (ich bin jetzt ein gesetzter Mann und rede nun als Gourmand) ein Ragout aller

weiblichen Reize, ihr Auge war berauschender als der moussirende Sillery, ihr Mund einladender als eine Straßburger Trüffelpastete, ihr Teint blendender als ein Blanc-Manger. Sie sagte, sie habe dies und das von mir gelesen, viel von mir gehört und sei daher nicht wenig gespannt gewesen, mich persönlich kennen zu lernen. Sie habe sich ein abscheuliches Bild von mir entworfen, habe mich buckelig und pockennarbig geglaubt, und fühle sich jetzt angenehm überrascht, fügte sie hinzu und besiegelte dies Geständniß mit einem Lächeln, süßer als Ananas-Gelée und pikanter als Vanillen-Eis.

Meine zweiundzwanzig Jahre nahmen dies alles für baare Münze und meine Eitelkeit fühlte sich dadurch weniger geschmeichelt, als nach Verdienst gewürdigt.

Wir unterhielten uns ein Weilchen von der alten Literatur und den neuen Moden, von der russischen Politik und der deutschen Oper, von der polnischen Revolution und der französischen Küche. In der letzten Sphäre schien der moskowitische Engel sehr bewandert zu sein: Madame sprach mit großem Enthusiasmus von den Verdiensten eines guten Koches und war, wie Rousseau's Julie, un peu gourmande, eine Eigenschaft, die ihr in meinen Augen einen erhöhten Reiz verlieh. Wir sprachen eben von Champignons, als sich ein anderer Pilz in unser Gespräch mischte und ihm und mir dadurch eine andere Richtung gab.

Es schlug fünf. Ich verspürte Appetit und warf einen Blick auf die gedeckte Tafel. Bei jedem Couvert stand ein Glas und in jedem Glase stak eine Karte mit dem Namen des Gastes, dem dieser Platz bei Tische angewiesen war. Ich musterte die Karten und fand zu meinem Leidwesen, daß ich zwischen einer alten Stiftsdame und einem jungen Legationssekretär der französischen Gesandtschaft eingepfercht werden sollte.

— Ach, seufzte ich aus B moll, warum ist es Dir nicht vergönnt, an der Seite dieser moskowitischen Schönheit zu sitzen?

Neben der alten Stiftsdame schmeckt mir kein Bissen. Wie fange ich es an, von ihrer Seite zu kommen? Halt, dachte ich, da fährt mir ein kühner Gedanke durch den Kopf... ich stecke die Karte, worauf der Name des Legationsrathes steht, in mein Glas und meine Karte in das seinige. Durch die Vertauschung der Karten wird der junge Franzose der Nachbar der alten Stiftsdame und ich erhalte dadurch den Platz an der Seite einer andern Dame, die zwar auch nicht mehr jung, aber doch nicht so gesprächig als jene ist. Aus der Scylla stürzte ich mich in die Arme der Charybdis.

Nach einem Weilchen ging's zu Tische. Man höre, was sich jetzt ereignete. In dem Augenblick, als ich meine Serviette entfalten will, fällt aus derselben — hört, hört! — ein rosenfarbiges Billet auf meinen Schooß. — Teufel, murmelte ich leise vor mich hin und escamotirte das Briefchen mit einer Gewandtheit, die selbst einem Bosco Ehre gemacht hätte, in meine Seitentasche. Man wird es leicht begreiflich finden, daß dieses Billet, das sich so geheimnißvoll in die Falten meiner Serviette versteckt, meine Neugier stachelte. Wer weiß, was ich darum geschenkt, hätte ich vom Tisch aufstehen und den Inhalt dieses Briefes erfahren können. Er trug alle Merkmale eines Billet-doux an sich. Wer aber mag ihn geschrieben, wer ihn unter meine Serviette gelegt haben? Das waren die Fragen, die meine Neugier auf die Folter spannten und mir noch obendrein meinen ganzen Appetit verdarben. Was war da zu thun? Den geheimnißvollen Brief vor den Augen der ganzen Tischgesellschaft entfalten, wäre undelikat und unvorsichtig gewesen. Ich mußte also meiner Neugier Zügel anlegen und, da es unschicklich ist, während des Tisches von der Tafel aufzustehen, so lange warten, bis die Tafel zu Ende war.

Drei lange Stunden saß ich auf Stecknadeln und ließ ein Gericht nach dem andern unberührt an mir vorübergehen, denn die Erwartung, die grenzenlose Neugier, die mich in den

Schlingen ihres Netzes gefangen hielt, hatten den kühnen Flug meiner Eßlust gelähmt und mich ganz und gar von den Freuden der Tafel in's dunkle Labyrinth verschiedentlicher Ahnungen gelockt. Beklagt, bemitleidet mich, ehrwürdige Freunde der Gastronomie; steinigt mich, sagt, daß ich nicht werth sei, ein Gourmand zu heißen, denn ich habe selbst einen Fasan, mit Trüffeln garnirt, ungewürdigt auf dem Teller liegen lassen, weil alle meine Sinne sich in meine Rocktasche, worin das mysteriöse Billet stak, concentrirt hatten. Ach, diese Qual, drei Stunden bei einer reich-besetzten Tafel zu sitzen, seinen ganzen Appetit wie durch einen Zauberschlag vernichtet zu sehen und von dem Geheimniß eines Briefes, den man in der Tasche hat und nicht lesen darf, gefoltert zu werden, diese Qual wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Endlich nach drei Stunden neunundvierzig Minuten (ich hatte auf meine Uhr gesehen, als die Suppe auf den Tisch gekommen war) erhebt sich die Gesellschaft von der Tafel. Ich will eben in ein Nebenzimmer schlüpfen, um den drückenden Alp der Neugier von mir abzuwälzen, da tritt mir der Graf, ein leidenschaftlicher Whistspieler, mit vier Karten in der Hand und mit den Worten in den Weg:—

— Ziehen Sie, lieber Freund.

Ich hätte in diesem Augenblick lieber ein Schwert als eine Karte ziehen mögen.

— Dispensiren Sie mich vom Spiele... ich bin heute nicht aufgelegt dazu, sagte ich sehr verdrießlich.

— Sie müssen spielen, lieber Freund!

Das Wörtchen „Muß" hat mich immer aus der Fassung gebracht.

— Ich muß? wiederholte ich etwas spitz.

— Verstehen Sie mich recht. Ich nehme an, daß Sie so artig sind, nicht unser Vergnügen stören zu wollen. Es fehlt

uns der vierte Mann... Der Legationsrath und meine Cousine spielen mit... Bitte, bitte, ziehen Sie!

Seine Cousine, die moskowitische Schönheit, spielt mit. Dieses einzige Wort hatte meinen Unmuth rasch besänftigt. Ich zog eine Karte: es war (ich weiß es noch so genau, als ob es erst gestern geschehen) Coeur-Bube.

— Sie sind also der Partner meiner Cousine, sagte der Graf und zog mich an den Whisttisch, wo schon Alles arrangirt war.

Meine Folter fing nun von vorn an, ich mußte Whist spielen, auf jede Karte aufpassen, um nicht einen Tric zu vergeben (etwas, was der Graf mir sein Lebelang nie verziehen haben würde) und mußte alle meine Gedanken zusammennehmen, um nicht der Qual der Neugier zu erliegen.

Wir fingen eben den zweiten Robber an, als meine Neugier so sehr überhand nahm, daß ich ihrer nicht mehr Meister werden konnte. Ich zog rasch mein Schnupftuch hervor, schützte Nasenbluten vor und eilte aus dem Zimmer hinaus. Aber der unglückselige Graf eilte mir auf der Ferse nach, um mich in sein Zimmer zu führen.

— Hier ist Wasser.

— Lassen Sie mich einen Augenblick allein, wenn ich bitten darf, bat ich.

— Aber bleiben Sie nicht zu lange; wir warten auf Sie, sagte der Graf, und wollte, etwas zerstreut, den Leuchter, den er mitgebracht, wieder mit sich nehmen.

— Licht, Licht! rief ich.

— Ach, entschuldigen Sie, sprach der Graf, stellte den Leuchter hin und ging.

Endlich war der Augenblick gekommen, wo der Inhalt des geheimnißvollen Briefes sich mir offenbaren sollte. Ich zog ihn rasch hervor, riß das Couvert auf und las:

„Morgen nach der Oper erwartet man Sie im Hôtel de St. Petersbourg auf Nr. 10.“

— Ein Rendezvous! Dacht' ich mir's doch, rief ich aus und eilte in's Spielzimmer zurück.

— Heben Sie ab, charmanter Freund, rief mir der Graf zu, an dem die Reihe des Kartengebens war.

— Ich bekomme schlechtes Papier, sagte ich.

— Unglück im Spiel bedeutet Glück in der Liebe, warf die Gräfin mit inhaltvollem Lächeln hin.

— Ach, nun weiß ich Alles, sprach ich zu mir selbst. Dieses Billetdoux, das mir auf morgen Abend ein Stelldichein im Hôtel de St. Petersbourg giebt, hat mein moskowitisches vis-à-vis geschrieben. Ich will dem Geheimniß alsogleich auf die Spur kommen.

Nach einer kleinen Pause warf ich ganz gleichgültig die vom Zaun gebrochene Frage auf:

— Nicht wahr, meine Gnädige, Sie wohnen im Hôtel de St. Petersbourg?

— Ei, woher wissen Sie das, fragte die Gräfin, die dabei die Miene des Erstaunens annahm.

— Woher ich das weiß?

— Ich... ich sah Sie gestern am Fenster...

— Mich? Gestern??

— Ja, gestern!

— Unmöglich, denn ich war zwei Tage in Charlottenburg und bin erst heute Morgen nach der Stadt zurückgekehrt.

— Dieu de Dieu, Sie sind heute entsetzlich zerstreut!

— Wie so, lieber Graf?

— Sie stechen das Aß ihres Aiden ab.

— Bitte tausendmal um Entschuldigung.

— Wir verlieren dadurch den Tric, bemerkte mein vis-à-vis.

— Was liegt daran, dachte ich mir, nun weiß ich doch, woran ich bin.

Meine Augen botanisirten jetzt auf der Blumenflur ihrer Reize und weilten mit unbeschreiblichem Behagen auf dem Lilienbeete ihres Halses.

— Göttlich, göttlich, rief ich, im Anschauen ihrer Schönheit vertieft.

— Was finden Sie göttlich? fragte der Graf.

— Daß – daß — daß Madame meine Neune übersticht.

— Ich finde da gar nichts Göttliches, meinte der Graf.

— Ich auch nicht, wiederholte der Legationssecretair.

Wir spielten noch drei Robber. Ich verlor einen nach dem andern, denn ich dachte nur an mein Stelldichein und schwelgte im Vorgenusse himmlischer Wonnen. Das Einzige, was meine Freude trübte, war der Umstand, daß die Dame nicht blos mir, sondern, dann und wann, auch der Legation einen zärtlichen Blick zuwarf.

— Man ist etwas kokett, dachte ich. Doch was liegt daran? Mir hat sie ja doch den Vorzug geschenkt!

Bald darauf fuhr die Gräfin nach Hause. Ich hatte keine Ruhe mehr und lief davon.

In meiner Wohnung angekommen, warf ich mich in's Bett, konnte aber nicht einschlafen, denn die Reize meiner moskowitischen Peri pirouettirten vor meinen Augen: ich sah ihren üppigen Nacken, ihren himmlischen Arm, ihren göttlichen Mund, und nahm, um meine Phantasie abzukühlen (schon damals neigte sich mein Geschmack sehr stark zur Gourmandise hin), Brillat-Savarin's „Physiologie du gout" zur Hand. Ich las die zwanzigste „Méditation de l'influence de la diète sur le sommeil et les songes" (über den Einfluß der Diät auf den Schlaf und die Träume). „Die Erfahrung, sagt §. 97, hat gelehrt, daß die Diät die Form der Träume bestimmt. Im Ganzen genommen, pflegen alle Nahrungsmittel, welche leicht erregend sind, Träume zu erzeugen. Hierzu gehören: Tauben, Enten, Wildpret und vor Allem Hasen. Dieselbe Eigenschaft schreibt

man auch dem Spargel, dem Sellerie und den Trüffeln zu. Es wäre aber ein großer Irrthum, zu glauben, daß man diese Nahrungsmittel aus diesem Grunde von den Tafeln entfernen sollte; denn die Träume, die sie erzeugen, sind in der Regel von angenehmer Natur."

Das trifft sich ganz charmant, ich habe heute zufällig Spargel und Trüffeln gegessen. Wir wollen sehen, ob Meister Brillat-Savarin Recht hat.

Ich las noch ein halbes Stündchen; dann schlief ich ein. Aber in meinem Leben träumte ich keinen gräßlichern Traum. Ich befand mich bei Frascati am Roulettetisch. Ich hatte (himmlisch-schöner Traum!) eine Börse mit hundert Louis bei mir, wollte aber — man ist manchmal im Traume klüger als im wachen Zustande — durchaus nicht spielen. Plötzlich klopft Jemand leise auf meine Schulter; ich drehe mich um und erblicke — meine russische Wittwe. Wenn Sie gewinnen wollen, flüsterte sie mir in's Ohr, so müssen Sie Nummer zweiunddreißig besetzen. Sie warf zwei Louis auf den Tisch und bekam, eine Minute später, siebenzig Louis gezahlt. Hatte ich nicht Recht? Wenn Sie jetzt gewinnen wollen, müssen Sie Nummer dreißig besetzen, fuhr sie fort und warf fünf Louis auf das Feld. Ich wollte meine Börse hervorholen, um ihrem Beispiel zu folgen, aber ich suchte sie in der rechten Tasche und fand sie in der linken dann erst, als es schon zu spät war, denn eben kreischte die Stimme des schieläugigen Croupiers: „Rien ne va plus!" Eine Secunde später rief dieselbe Stimme „Première!" und Madame bekam fünfmal fünfunddreißig Louis. Sie sehen, ich irre mich nie; wenn Sie jetzt gewinnen wollen, müssen Sie Nummer fünf besetzen, raunte sie mir schnell in's Ohr und warf zehn Louis hin. Ich wollte meine Börse öffnen, um eine gleiche Summe herauszunehmen; das Schloß aber, das sonst so gefügig auf- und zuging, war jetzt wie vernagelt. Ich probirte hin und her, doch umsonst, denn eben verkündete der Croupier „Cinque!"

und zahlte — sehr verdrießlich — meiner Nachbarin dreihundert funfzig Louis aus. Nun geht meine Kunst zu Ende, sagte sie zu mir, ich weiß nur eine Nummer noch; wenn Sie jetzt gewinnen wollen, besetzen Sie Nummer dreiundzwanzig. Muthig warf ich meine ganze Börse auf das von ihr bezeichnete Feld. Die Elfenbeinkugel kreis'te diesmal länger als gewöhnlich und spannte meine Neugier auf die schrecklichste Folter: ich stand auf glühenden Kohlen. Die Kugel fiel endlich in's Fach. Zweiunddreißig, rief der Croupier. Verloren! schrie ich und vernahm hinter meinem Rücken ein höllisches Hohngelächter; ich wende mich um und erblicke — den leibhaften Teufel, der, um mich zu verführen, die Gestalt der russischen Wittwe angenommen hatte. Du hast Dich verblenden lassen und hundert Louis verspielt. Dieser Leichtsinn muß bestraft werden, rief der Teufel und verwandelte mich in einem Nu in ein Räucherkerzchen, das der Croupier, weil der Satan bei seinem Verschwinden einen höllischen Geruch zurückgelassen hatte, an der Lampe anzündete. Ich sah mich als brennendes Räucherkerzchen und empfand einen Schmerz, den ich nicht beschreiben kann. Wie froh war ich, als ich erwachte!

Brillat=Savarin hat Unrecht! Man kann Spargel und Trüffeln essen und doch von bösen Träumen heimgesucht werden.

Mein Jockey brachte mir das Frühstück und die neuen Journale. Mein Blick fiel auf die Miscellen. „Nach dem Berichte eines wohlunterrichteten pariser Journals soll sich der Gesammtbetrag des effectiven Vermögens der Gebrüder Rothschild auf 426,214,025 Francs belaufen, eine Summe, die, im Durchschnitt zu fünf Prozent angelegt, jährlich 20,810,705 Francs und 25 Centimes Interessen abwirft."

Ach, was sind die Reichthümer Rothschild's, was die Schätze des Moguls, was alles Gold der Erde gegen Liebe! Liebe, sagt Aristoteles, ist die Seele zweier Körper. Ach, wenn's nur schon Abend wäre! Ich kann es nicht erwarten, sie an mein

Herz zu drücken und ihr zu sagen, daß ich in ihren Armen selbst nicht mit Krösus tausche.

Die Stunden schlichen so träge fort, daß ich vor Ungeduld fast verzweifelte. Es war ein Tag, von dem ich glaubte, er habe 48 Stunden und jede Stunde 120 Minuten und jede Minute 120 Secunden. Was that ich nicht Alles, um meine Ungeduld zu beschwichtigen! Ich rauchte an diesem Tage mehr als sonst in einer Woche; ich aß fünfmal Eis; ich spielte Domino; ich trank zehn Gläser Zuckerwasser; ich besuchte die Menagerie, eine fremde Schauspielerin und das Wachsfiguren-Cabinet, aber der Tag nahm kein Ende. Wie froh war ich, als endlich die Stunde kam, wo die Oper anfing. Man gab Auber's „Gott und Bajadere." Dlle. Taglioni tanzte die Zoloe, Bader sang den Gott. Die Musik ist das Graziöseste, was Auber geschrieben hat. Die Aufführung aber langweilte mich. Wäre ich Maria Taglioni, dachte ich bei mir, ich suchte mir einen andern Gott, und wäre ich Gott, ich würde mich um eine andere Bajadere umsehen. Meine moskowitische Grazie schien nicht im Theater zu sein, ich suchte sie in allen Logen, fand sie aber nicht. Vermuthlich wartet sie schon auf dich. Kein Wunder, daß ich das Finale der Oper nicht abwarten wollte.

Gott-Bader stieg eben mit seiner Bajadere gen Himmel, als ich davon eilte, um auch meinen Himmel aufzusuchen.

Zu mehrerer Sicherheit fragte ich den Portier:

— Auf Nummer 10 wohnt?

— Gräfin B... aus Moskau.

— Sie ist doch schon zu Hause?

— Ich glaube.

Ich flog die Treppe hinan mit pochendem Herzen und überirdischer Hoffnung. Hoffnung, sagt Aristoteles, ist der Traum eines wachen Menschen. Ich träumte mich an der Schwelle des Paradieses, als ich anklopfte und eine freundliche Stimme „Herein!" rief.

— Sie sind's? rief die reizende Wittwe mit der Miene bestürzter Ueberraschung. Darf ich fragen, was mir zu dieser Stunde die Ehre Ihres Besuches verschafft?

— Gnädige Frau, Sie scheinen vergessen zu haben...

— Was?

— Daß...

— Ich bitte, reden Sie.

— Es wird mir schwer, Sie daran erinnern zu müssen, daß Sie die Güte gehabt, mir auf heute Abend ein Rendezvous zu geben.

— Ein Rendezvous? Ich?? Ihnen???

— Ei, wem denn sonst?

— Sie scherzen!

— Kennen Sie dieses Billet?

— Himmel, wie kam's in *Ihre* Hände?

— Ich frage Sie, wie kam es unter meine Serviette?

— Unter *Ihre* Serviette?

— Wie würde ich es sonst gewagt haben, dieser Einladung Folge zu leisten?

— Sind Sie verschwiegen?

— Wie ein Fisch.

— Nun denn, so hören Sie. Dies Billet ist allerdings von mir... ich legte es aber unter die Serviette des Legationssecretairs.

— Teufel, nun geht mir ein Licht auf! Um von der Seite der Stiftsdame zu kommen, verwechselte ich die Karten und also auch die Plätze.

— Das ist zum Lachen!

— Oder auch zum Verzweifeln, wie man will!

— Trösten Sie sich, theurer Freund, Sie haben gewiß der Eroberungen schon so viele gemacht, daß Sie auf diese Verzicht leisten können. Werden Sie aber auch schweigen? fragte die moskowitische Dame, mir zärtlich ihre Hand reichend.

— Schweigen und... sterben.

— Sie wollen sich doch nicht etwa das Leben nehmen?!

— Vorläufig noch nicht, vielleicht aber später einmal, sagte ich, küßte ihre Hand und empfahl mich.

Seit dieser Zeit überfällt mich, so oft ich bei Tische eine Serviette entfalte, eine Erinnerung, die nicht zu den angenehmsten gehört.

XXXIX.

Mollusken und Insekten

Die Mollusken liefern dem Feinschmecker außer der gefeierten Auster (Ostrea edulis) noch folgende Genüsse:

1. Die Dattelmuschel (Pholas dactylus), eines der wohlschmeckendsten Weichthiere, das viele Gourmands selbst der Auster vorziehen, vielleicht schon darum, weil man größere Massen zu sich nehmen kann, ohne davon belästigt zu werden. Auf Minorka, wo man diese Conchylie am häufigsten antrifft, giebt es Gastronomen, die mit der größten Gemüthsruhe ein paar hunderte dieser Muscheln in einer Sitzung riskiren können. Bei Civita Vecchia werden die fettesten, bei Ancona die größten Dattelmuscheln gefunden. In Rom bereitet man daraus das unter dem Namen Boccone di Cardinale bekannte Lieblingsgericht. Auch bei Toulon und Dieppe werden schmackhafte Pholaden gefunden. Diese Muscheln haben die Eigenschaft, daß sie, so lange sie noch frisch sind, ein phosphorartiges Licht ausströmen.

2. Die Pilgermuschel (Pecten Jacobaeus), eine Molluske, die, in Oel gebraten, eine Lieblingsspeise der Italiener ist. In katholischen Ländern, namentlich in Spanien und Portugal, wird sie gewöhnlich Jakobsmuschel genannt, weil die frommen Pilger, die zur Kapelle des San Jago de Compostella in Galicien wallfahrten, Kleid und Hut mit dieser Muschel schmücken.

3. Die Herzmuschel (Cordium edule), eine Conchylie, die sowohl roh als zubereitet ein sehr leckeres Gericht gewährt und namentlich in England sehr beliebt ist.

4. Die rauhe Steckmuschel (Pinna crispa) bewohnt das mittelländische Meer, erreicht eine Länge von mehr als anderthalb Fuß und gilt in Griechenland als eine der schmackhaftesten Fastenspeisen.

5. Der See-Igel (Echinus esculentus), eine Molluske, die in der Gegend von Savoyen gefunden und als Nebenbuhler der Auster sehr geschätzt wird.

6. Die Weinbergsschnecke (Helix pomatia), ein Weichthier, das haupsächlich in der Schweiz, in Würtemberg, in und um Ulm, in Thüringen u. s. w. gesammelt und in besondere Gärten gesetzt, mit Salatblättern und Waizenkleie gefüttert und in katholischen Ländern während der Fastenzeit entweder in Wein gekocht und mit Pfeffer und Salz gewürzt, oder auch mit Butter, Oel und Zwiebeln verspeis't wird. Die Schnecke, äußerst nahrhaft und gesund, ist namentlich Brustkranken und Schwindsüchtigen sehr zu empfehlen. Doch will ich's nicht verhehlen, daß Bianca Maria, die zweite Gemahlin Kaiser Maximilians I., durch allzuvieles Schnecken-Essen — die gute Kaiserin verspeis'te täglich mehr als hundert Stück — sich nicht blos Unfruchtbarkeit, sondern auch frühzeitigen Tod zugezogen hat.

Der stolze Herr der Schöpfung ißt aber nicht blos Molusken, sondern auch Insekten. Aus jeder Klasse des Thierreichs schöpft er Honig für seinen Magen.

Aus der Klasse der Insekten holt er sich die Biene, die wegen ihres Honigs in der Gastronomie einen ehrenvollen Platz einnimmt. Vor der Entdeckung von Amerika spielte der Honig im Reich der Küche eine wichtige Rolle: unsere Vorfahren bedienten sich seiner, um mit ihm ihre Ragouts, Confituren und Getränke zu zuckern. — Die Medicin schreibt dem

Honig viele Heilkräfte zu: er ist balsamisch, erweichend, schmerzstillend; der gedämpfte Honig hat die Eigenschaft, Wurzeln, Pflanzen, Blumen und Früchte frisch zu erhalten, ja sogar animalische Substanzen lange Zeit vor Fäulniß zu bewahren. Die Badas, Bewohner der Insel Ceylon, schneiden das Rindfleisch in Stücke, bedecken es mit Honig und verwahren es in Baumlöchern. Nach einem Jahre hat das Fleisch einen außerordentlich feinen Geschmack und einen sehr angenehmen Geruch.

Im alten Griechenland kamen auf die Tafeln der Feinschmecker Baumgrillenpuppen. Vor der Paarung waren die männlichen Chrysaliden, nach der Paarung die weiblichen Puppen wegen ihrer Eier, welche die atheniensischen Gourmets für die größte Delikatesse hielten, außerordentlich beliebt. — Auch noch heut zu Tage sieht man in Ostindien die Eingeborenen des Landes ganze Körbe voll Zirpen und Grillen auf den Markt bringen und sie gegen andere Waaren umtauschen.

Aeltere und neuere Geschichtsschreiber erwähnen einer Gattung Heuschrecken, deren Fleisch eben so weich und saftig als das der Krebse sein soll. Die Orientalen lassen diese Insekten in einer Terrine sieden oder braten; es lösen sich Flügel und Beine ab; die Köpfe und Körper werden roth wie die gesottenen Krebse. Diodor von Sicilien berichtet, daß zu seiner Zeit die Aethiopier sich einzig und allein von Heuschrecken genährt. Auch in Judäa und seinen Nachbarstaaten waren die Heuschrecken, welche Moses den Kindern Israels in der Wüste zu essen erlaubt, ein nicht unbeliebtes Gericht. Die heilige Schrift erzählt, daß Johannes der Täufer lange Zeit hindurch nur von Heuschrecken und Honig gelebt. — Im Jahre 1693 verirrte sich ein zalloser Schwarm dieser eßbaren Heuschrecken nach Deutschland. Der berühmte Orientalist Job Ludolph ließ sie auf morgenländische Weise zubereiten, um damit den Magistrat der Stadt Erfurt zu regaliren. — Noch jetzt sollen die afrikanischen Beduinen vier Monate des Jahres von nichts

Anderm als Heuschrecken leben; ja noch mehr, diese Heuschrecken sollen sogar eine der Lieblingsspeisen des Franzosenfresser Abd-el-Kader sein.

Die Maikäfer sind früher zu Confitüren gebraucht und als Aphrodisiacum angewendet worden, aber eben dieser Wirkung wegen sehr in Verruf gekommen.

Die Bewohner der Küsten von Guinea fressen Fliegen, die der Insel Ceylon Bienen, die Neuspanier Ameisen und Seidenraupen, die Hottentoten Ungeziefer aller Art. Die Kamtschadalinnen essen Spinnen, hauptsächlich darum, weil sie dadurch fruchtbar zu werden hoffen. Lahire versichert, eine junge Frau gekannt zu haben, die in ihrem Garten — vielleicht aus demselben Grunde — alle Spinnen fing und mit dem größten Appetit verspeis'te. Auch der berühmte Astronom Lalande aß einmal eine Portion Spinnen, um den Beweis zu führen, daß diese Thiere durchaus nicht giftig seien. De gustibus non est disputandum! Ging doch der berühmte Campanella in seiner Liebesraserei einmal so weit „stercorem amasiae degustare."

XL.

Liebe ist eine Cigarre.

I.

So eben, werther Freund, empfing ich Deine Cigarrensendung. Schon der Anblick des chinesischen Stroh-Etui erweckte in mir eine süße Vorahnung. Begierig, mich mit dem innern Werthe dieser Kiste vertraut zu machen, stellte ich alsogleich Versuche an. Mensch, Freund, Engel, wo hast Du diese Cigarren her? Du sagst mir, es seien Abdul-Medjid-Cigarren, die Du direkt aus der Türkei erhalten. Himmel, welch' ein Parfüm! Alle Wohlgerüche Arabiens müssen beschämt die Segel streichen! Beim Barte des Propheten, solche Cigarren müssen Allah und seine ewigen Jungfrauen im Paradiese schmauchen! Ich bin bezaubert und entzückt und möchte Dich umarmen! Morgen veranstalte ich eine Cigarren-Fête, zu der ich meine besten Freunde einlade, um auch sie des Genusses theilhaftig werden zu lassen. — Du kennst doch unsern W..., diesen großen Cigarrenkenner, dessen Geschmack so schwer zu befriedigen ist! Was wird der für Augen machen, wenn ich ihm Deine Abdul-Medjids präsentiren werde. Er, der in seinem ganzen Leben nie geweint, wird zum ersten Mal Thränen der Freude vergießen. Auch die andern Freunde werden unser Entzücken theilen und Dich segnen, als den Urheber dieser Freude. Sieh, lieber Freund, wie es in früheren Zeiten

Mitesser gab, so giebt es jetzt Mitraucher, Cigarren=Schmarotzer, die nur so lange unsere Freunde sind, als wir edle Havannahs haben.

Bei dieser Gelegenheit will ich Dir ein Geschichtchen erzählen, das freilich nicht Jeder, sondern nur der begreifen kann, der zu dem Bewußtsein gelangt, daß zwischen Cigarren und Cigarren ein gewaltiger Unterschied ist.

Für den profanen Menschen ist die beste Cigarre nichts anderes, als ein Surrogat der spießbürgerlichen Pfeife, für unser Einen aber, der etwas Poesie im Leibe hat, ist die Cigarre ein Blitzableiter aller Grillen, eine gutmüthige Fee, welche mit ihrem Talisman lustige Sylphen hervorzaubert, die, eingehüllt in diaphane Wolken=Mantillen, vor unsern Blicken auf= und niedergaukeln und in unsrer träumerischen Seele tausendfache Fantasmagorien wachküssen. Wir, nur wir können es begreifen, wie ein Franzose, Herr Lassally, ein fünfactiges Drama über die Cigarre schreiben und die Cigarre als Symbol der modernen Liebe unserer blasirten Zeit betrachten konnte. „Die Liebe ist eine Cigarre," so heißt der Titel dieses Dramas, das, trotz aller Bizarrerie, doch viel Schönes hat.

Doch zurück zu der kleinen Geschichte!

Du kennst doch Madame S., die reizendschöne Frau des alten, aber unverschämt reichen Bankiers E...? Habe ich nicht Recht, alter Freund, wenn ich diese neue Helene einen Blumenflor aller Reize, eine Scala aller Liebenswürdigkeiten nenne? Habe ich nicht Recht, wenn ich sage, daß sie das schönste Auge und die reizendsten Lippen hat? Habe ich nicht Recht, vollkommen Recht, wenn ich sage, daß selbst die reizendste Madonna häßlich ist, wenn sie keine hübschen Lippen hat? Bist Du, strenger Kunstkenner weiblicher Schönheit, nicht ganz damit einverstanden, daß eine schöne Lippe die unerläßliche

Bedingung einer weiblichen Schönheit ist? — Madame S., deren reizendes Lippenpaar einen Gegenstand meiner tiefinnigsten Bewunderung bildet, gehört, wie Du weißt, zu jenen Frauen, die man Schöngeister nennt. Wöchentlich zweimal versammelt sie um sich in ihrem Salon einen Kreis von Schriftstellern, die ihrer Schönheit Weihrauch in allen Versmaßen streuen, heute ein rosenrothes Madrigal, morgen ein kornblumenblaues Triolet, heute ein lavendelduftendes Sonett und morgen ein schneeglöckchenweißes Impromptu um ihre Schläfe winden und sich glücklich schätzen, wenn Helene diese Huldigung mit einem holden Lächeln ihrer Lippen lohnt. Ihr Gemahl, der alte Herr, der an der Stelle des Herzens einen Courszettel sitzen hat, besitzt vor Allem die Tugend, die Eifersucht, „diese Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft,“ selbst nicht dem Namen nach zu kennen, vermuthlich deshalb, weil sie auf keinem Courszettel prangt. Der liebe, gute Bankier, ein fossiler Zahlenmensch, fühlt sich ungemein geschmeichelt, wenn man seiner Gattin — Du erlaubst mir den technischen Ausdruck — den Hof macht, wenn man sie in Dichterweise idolisirt, vergöttert, anbetet. Helene, mit den himmlischen Lippen, nahm diese Bewunderung für den schuldigen Tribut ihrer Schönheit, ihres Geistes und Witzes hin — Frauen mit starker Ober- und Männer mit starker Unterlippe haben in der Regel immer etwas Witz — ließ sich jedoch von all' dem Weihrauch, den man ihr gestreut, nicht betäuben, weder ihr Herz, noch ihren Geist davon einnehmen; sie blieb kalt', unempfindlich und treu dem Gelübde, das sie ihrem Gemahl gelobt: ihn nie zu lieben, aber immer so zu achten, daß sie ihn niemals kränken könne. Helene ist eine jener Frauen, die genug Charakterstärke besitzen, den gefährlichsten Feind, — sich selbst — zu besiegen. Wie Recht hat doch Fräulein von Scudery, wenn sie sagt: Il est plus glorieux de se vaincre soi-même que de vaincre les autres!

So lebte sie sorglos mitten in einem täglich wachsenden Kreise von Anbetern, als sie plötzlich am Horizonte ihres häuslichen Glücks eine trübe Wolke herannahen sah.

Unter dem Schwarme ihrer Satelliten machte sich Roger — ein junger Schriftsteller — dadurch bemerkbar, daß er kälter als alle Andern, mit seinen Schmeicheleien kargte, Helenen selten oder nie eine Artigkeit sagte und dennoch mehr als jeder Andere sich zu ihr hingezogen fühlte. Der Bankier hatte ihm die Erlaubniß ertheilt, seine Gattin täglich und zu jeder Stunde des Tages besuchen zu dürfen und ihr durch seine geistreiche Gesellschaft harmlos die Zeit zu vertreiben. Roger besuchte Helenen seitdem jeden Morgen und zwar immer zu der Zeit, wo der Bankier auf der Börse beschäftigt war. Der Reiz seiner gewandten Conversation gewährte ihr eine Unterhaltung, die ihren regen Geist angenehm beschäftigte, und da er nie eine Sylbe fallen ließ, die eine Aehnlichkeit mit Schmeicheleien hatte, so fühlte sie sich in seinem Umgange so heiter und ungezwungen, als ob Roger ihr Bruder wäre. So war er allmälig als geistreicher Gesellschafter ein gern gesehener Freund ihres Hauses geworden. Er kam mit dem Glockenschlage Eilf, rauchte eine Cigarre bei ihr — ihr Gemahl hatte die feinsten Havannahs, die Deine Fantasie zu erfinden vermag — unterhielt sich mit ihr über die neuesten Erscheinungen der Literatur und des Theaters, erzählte ihr die Neuigkeiten des Tages, blieb aber nie länger als ein halbes Stündchen und entfernte sich in der Regel gleich, nachdem er seine Cigarre ausgeraucht. Das, was Helenen berechtigt hatte, zu ihm mehr Vertrauen zu fassen, als zu den andern Männern ihres Umgangs, war sein stolzes, klug abgemessenes Betragen, das sich immer frei hielt von dem Tone des sogenannten Hofmachens, ein Ton, der einer schönen Frau, der man ewig die Kur macht, zuletzt lästig wird. Er küßte ihr weder beim Kommen, noch beim Gehen die Hand, sagte

ihr niemals eine Schmeichelei und benahm sich gegen sie nur so artig, wie sich ein gebildeter Mann gegen Frauen benimmt, die nicht so schön, nicht so gefährlich wie Helene sind.

Anfangs freute sie seine Gleichgültigkeit, bald aber wandte sich das Blatt, und das, was sie Anfangs so sehr gefreut, verdroß sie jetzt.

— Seine Gleichgültigkeit, sagte sie eines Tages zu sich selbst, beweist, daß er mich nicht schön findet, daß ich in seinen Augen — das wäre schrecklich! — sogar häßlich bin. Ich häßlich? wiederholte sie, warf dabei einen Blick in die Psyche, die vor dem Sopha stand, und erschrak bei dem Gedanken, daß es doch wohl möglich sein dürfte, daß ein Einziger eine Frau häßlich finden könne, die hundert andere Männer, deren Bewunderung sie ganz gleichgültig läßt, reizendschön finden!

Schon die Möglichkeit dieses Gedankens verletzte so sehr ihre Eitelkeit, daß sie ihre schönen Lippen krampfhaft zusammenbiß, einen längern Blick in den Spiegel warf und dann triumphirend ausrief: Unmöglich! Nein, er kann, er darf mich nicht häßlich finden! Es ist nur Caprice, aber nicht Ueberzeugung von ihm, daß er mich — mich, die Alle schön finden — für häßlich halten will. Mein Herz sagt mir, daß er mich liebt, und nur darum den Don Cäsar spielt, weil er mich so kalt und stolz wie Donna Diana glaubt. O wehe mir, daß ich mir selbst gestehen muß, daß seine Kälte, seine Gleichgültigkeit siegreicher ist, als die Gluth und Anbetung aller Andern! Wenn es wahr, wirklich wahr wäre, was ich mir selbst nicht zu bekennen wage, wenn es wahr wäre, daß Roger der Mann ist, den ich lieben könnte, den ich liebe — ich wäre das glücklichste und dennoch unglücklichste Geschöpf auf Gottes weiter Erde! Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brach in Thränen aus.

— Du weinst, fragte der bald darauf eintretende Gemahl, was fehlt Dir, Helene? Wünschest Du Dir einen neuen

Shawl? Nimm Dir Geld, so viel Du brauchst, und kaufe Dir ein ganzes Magazin von Shawls. Gefällt Dir die Equipage nicht, die ich Dir vor drei Tagen zu Deinem Namenstag geschenkt, verkaufe, verschenke sie, an wen Du willst. Ich bin reich und glücklich, daß ich Mittel besitze, jeden Deiner Wünsche erfüllen zu können. Sprich, liebes Kind, warum weinst Du? War Roger hier?

— Nein.

— Weinst Du etwa darum? Ich will hin zu ihm und ihn fragen, warum er sich seit acht Tagen nicht mehr bei uns sehen läßt. Er ist ein sehr lieber, braver Mann, so gebildet, so unterrichtet, seine Conversation hat Dich — wie Du mir oft gesagt — so unterhalten, so zerstreut. Ich möchte doch wissen, warum er plötzlich wegbleibt? Wer in meinem Hause hat ihm etwas zu Leide gethan? Ich wahrhaftig nicht, denn ich achte und ehre ihn. Hast Du Dich etwa mit ihm erzürnt?

— Nein, doch wenn's auch wäre, was liegt daran? Dieser Herr Roger ist mir so gleichgültig als jeder Andere.

— Nein, liebes Kind, das ist er Dir nicht. Du hast Dich an seinen Umgang gewöhnt, er hat Dir manche Stunde verkürzt; ich will hin zu ihm...

— Willst Du mich kränken? Was müßte Roger von mir glauben, wenn ich Dir gestatten könnte, ihn zu fragen, warum er uns nicht mehr besucht? Müßte er nicht glauben, daß ich ohne ihn nicht mehr leben kann? Wenn dieser Roger dies wirklich glauben könnte, ich müßte, bei Gott! ihm in's Gesicht lachen.

— Aber, liebes Kind, weßhalb weintest Du vorhin, als ich eintrat?

— Ich hatte Migräne...

— Die vermaledeite Migräne! Mit Freuden schenkte ich mein halbes Vermögen hin, könnte ich Dich von Deinem Kopf-

leiden befreien. Meine liebe, theure Helene! Ich habe kein Kind, keinen Verwandten, keinen Freund; Du, Helene, bist mein Alles! Ach warum bin ich nicht im Stande, Dich so glücklich zu machen, als ich möchte! sagte der alte Bankier, schloß seine junge Frau in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Alabaster-Stirn.

— Du lieber, guter Mann, rief Helene, wie viel Ursache habe ich, Dich zu achten und zu schätzen!

— Komm, liebes Kind, Du mußt Dich zerstreuen, Dein Cabriolet ist schnell angespannt; wir wollen hinaus in's Freie.

II.

Eine Stunde später trug das schmuckste Cabriolet von Wien Herrn und Madame E. in den Prater hinaus, wo sie im „Eisvogel" unter dem Schatten blüthenschwangerer Bäume ihr Mittagsbrot einnahmen und dann nach der Stadt zurückkehrten.

III.

Am andern Morgen, als Herr E. eben nach der Börse eilte, begegnete er seinem jungen Hausfreunde.

— Böser Mann, sagte er mit lächelnder Stimme, warum lassen Sie sich denn gar nicht mehr bei uns sehen? Wissen Sie, daß meine Frau recht böse auf Sie ist?

— Es thut mir leid, aber dringende Geschäfte, die keinen Aufschub leiden, berauben mich eine Zeit lang des Vergnügens...

— Ei, was Geschäfte, Sie sind, wie ich weiß, ein leidenschaftlicher Verehrer ächter Havannahs. Gestern habe ich eine neue Sendung direkt aus Cuba erhalten, sagte der Bankier, zog rasch ein gesticktes Cigarren-Etui aus der Tasche, reichte es dem jungen Manne hin und sprach: Versuchen Sie, das Tausend kostet 300 Gulden W. W., das Stück achtzehn Kreuzer.

— Welch eine herrliche Cigarre! rief Roger ganz begeistert.
— Nun, wann besuchen Sie uns?
— Wo möglich noch heute, aber morgen ganz gewiß.
— Ich halte Sie beim Wort. Adieu, Adieu, lieber Freund! rief der Bankier und rannte hastig fort.

Roger betrachtete die Cigarre und sagte:

— Er hat also eine frische Kiste erhalten? Nun will ich die gute Frau wieder regelmäßig und zwar so lange besuchen, bis die Kiste wieder leer ist!

Was sagst Du, lieber Freund, zu diesem Histörchen? Es ist kein blauer Dunst, sondern Wahrheit, bittere Wahrheit. Hat nun jener Franzose nicht Recht, wenn er sagt:

„Liebe ist eine Cigarre.“

XLI.

Goldfischchen.

Manchmal glaube ich in allem Ernst, daß ich kein Preuße, sondern ein Türke sei.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß meine Neigungen ganz orientalisch, tout-à-fait muselmännisch sind. Ich liebe vor Allem die Blumen. Democrit lebte in der Einbildung, er begreife den Gesang der Vögel; ich, guter Leser, bilde mir ein, den Duft der Blumen zu verstehen. Es giebt Blüthen, deren Parfüm mich dergestalt berauscht, bezaubert und entzückt, daß ich vor sie niederknieen und sie anbeten könnte, wie ein Heliognostiker die Sonne, oder wie ein Schüler Zoroasters das Feuer. Ich möchte alle Wohlgerüche Arabiens einsaugen, möchte mein ganzes Leben lang schwelgen in einem Meere von Düften. Licht ist Leben und Duft ist Poesie! — Ich liebe wie der Türke den Genuß des Badens. Einem Fische gleich möchte ich täglich ein paar Stunden in kühlen Wellen umherplätschern. Auch habe ich wie der Türke einen unwiderstehlichen Hang zum Nichtsthun. Ich begreife wohl, was Rossini damit sagen will: „Müßiggang sei die angenehmste Beschäftigung." Ich kann stundenlang in meinem kleinen Arbeitskabinet mit untergeschlagenen Beinen auf den Kissen meines Divans sitzen und die blauen Ringelwölkchen meiner Cigarre beobachten, wie sie sylphenleicht mich in ihre diaphane Atmosphäre einhüllen; stundenlang kann ich meine Bücher, meine Bilder, meine Blumen betrachten, stillschweigend mit ihnen plaudern, und wachend mich in einen träumerischen Zustand versetzen, dessen ruhige Wonne und wonnige Ruhe ich Keinem zu beschreiben vermag. Ich kann wie

ein Kind stundenlang zuhorchen, wenn mir ein rosiger Frauenmund Märchen erzählt, Feenmärchen, worin die Fantasie mit dem Verstande Versteckens spielt und ihn in die geheimnißvollen Irrgänge der überirdischen Wunder verlockt. Es giebt kein Buch, das ich lieber lese, als „Tausend und eine Nacht.“ Scheltet mich, sagt: ich wäre ein Träumer, ein Müßiggänger, ich werde Euch Recht geben, mich aber darum doch nicht bessern.

Gestern Abend saß ich auf meinem Sopha und starrte, in wonniges Traumleben versunken, die große Glaskugel an, in der vier wunderliebliche Goldfischchen herumschwimmen. Je länger ich diese kleinen Wesen betrachtete, desto süßere Ruhe zog in meine Seele ein. Ich beneidete das Loos dieser schönen Thiere, die keine andern Bedürfnisse, als Luft und Wasser kennen, die in ihrem krystallenen Kerker ruhiger, glücklicher leben, als mancher König in seinem goldenen Palaste. Sie haben keine Sorgen, sie haben keine Wünsche, ihr Leben verrinnt in gleichmäßiger Ruhe, und Ruhe, Ruhe ist das höchste Glück auf Erden. Ich vertiefte mich immer mehr und mehr in den Anblick dieser Fische und fühlte mich endlich in eine andere Welt versetzt; meine Fantasie regte lustig ihre Schwingen und schüttelte weiße, blaue, rothe, gelbe, grüne Märchen auf mich herab, die mich wie schillernde Colibris umkreis'ten und mir wunderholde Weisen in's Ohr flöteten.

Mitten in diesem träumerischen Zustande sah ich, wie eines dieser Fischchen in einem Nu seine goldene Haut abstreifte und sich in einen Menschen verwandelte.

— Kurzsichtiger Mensch, blödsinniger Thor, rief das Wesen, Du glaubst, ich sei ein Fisch und reichtest mir seit drei Jahren keinen andern Trank, als Wasser, keine andere Speise, als alle vierzehn Tage einmal eine elende, erbärmliche Oblate, und wähntest, das wäre genug für mich.

Aber wisse, ich bin ein Mensch, wie Du, habe einen Magen, wie Du, ich habe Hunger und Durst, wie Du.

Höre mein Schicksal und erfahre, wen Du vor Dir siehst.

Ich heiße Fi-fe-li, bin Kaiser von China, Beherrscher des himmlischen Reiches, Bruder der Sonne, Onkel des Mondes und Cousin der Sterne. Einst saß ich auf dem Throne meiner Väter und drückte mein Volk durch schwere Abgaben. Ich trank sein Gold und aß sein Silber und ließ Jeden, welcher murrte, ohne Schonung stranguliren.

Mein Volk duldete, seufzte und schwieg.

Da erbarmte sich der Ewige des Leides meiner Unterthanen und rächte ihr Loos und bestrafte meinen Frevel.

Ein mächtiger Zauberer, der in Gestalt einer Schlange mich in meinen Gärten beschlich, verwandelte mich und drei meiner nichtswürdigen Mandarine in Goldfische, warf uns in den gelben Fluß und fällte das Urtheil über uns, so lange in dieser Gestalt ein Spielzeug der Menschen zu sein, bis einer meiner Nachfolger die Frevel seiner Vorfahren durch Gerechtigkeit und Milde abgebüßt haben würde. Dann, sprach die Schlange, darfst Du wieder den Thron Deiner Väter besteigen und gebessert Dein Volk beherrschen, wie ein Vater seine Kinder beherrscht.

Viertausend Jahre schwamm ich als Goldfisch in allen Gewässern der Erde herum und harrte auf Erlösung.

Vor zwei Minuten starb der hundertsechsundvierzigste meiner Nachfolger — er war ein weiser und gerechter Monarch — die Frevel unserer Vorfahren sind gebüßt, und ich bin wieder Kaiser von China.

Diese drei Lumpen, die Du dort in der Vase herumschwimmen siehst, waren meine Minister: der fette aufgeblasene mit dem silberweißen Bauche war Rips-Raps-Ro, mein Finanzminister, ein Raubfisch sonder Gleichen, der mich und mein Volk um viel Geld bestohlen hat.

Der Zweite, mit dem schwarzen Rücken, war Mu-Mi-Mo, mein Justizminister, der täglich einem Unschuldigen den Kopf abschlagen und dessen Vermögen confisciren ließ.

Der Dritte, mit den blutrothen Flossen, war Treng-Teng-Teng, mein Kriegsminister, der beständig Krieg führen wollte, um Menschenblut zu vergießen und sich auf Kosten seiner Feinde zu bereichern; alle drei sind Spitzbuben, die kein besseres Loos verdient haben — sie bleiben ewig, was sie sind.

Ich aber kehre nun, geläutert von den Schlacken des Lasters, nach Peking zurück, um mein Volk zu beglücken. Zwar sollte ich Dir zürnen, daß Du so geizig gewesen und mir in vierzehn Tagen nur eine einzige Oblate zur Nahrung gereicht; ich habe furchtbar hungern müssen; aber die Huld des Kaisers will vergessen, was Du an dem armen Goldfisch verbrochen hast. Monarchen sollen Haß mit Liebe, böse Thaten durch gute vergelten. Darum will ich Dich reich und glücklich machen: ich lasse meine drei Minister in Deiner Gewalt, pflege sie mit väterlicher Sorgfalt, denn wisse, so lange diese Fische leben, soll es Dir nie an Gold fehlen.

Oeffne Deine Schränke, in jeder Deiner Schubladen wirst Du Goldmünzen finden, die, ich verspreche es Dir, sich vermehren sollen, wie die Fische im Meere. Nun lebe wohl und gedenke mein!

Ich wollte mich beim Kaiser von China eben bedanken, als ich ein starkes Pochen an meiner Thür vernahm.

— Was giebt's? rief ich zornig dem Eintretenden in's Gesicht.

— Es fehlen noch drei Spalten Manuscript, erwiderte der Setzer.

— Warten Sie, sprach ich, setzte mich an mein Pult und schrieb das Märchen ganz so hin, wie ich es eben geträumt hatte.

Dann zog ich eine Schublade nach der andern heraus, aber in keiner fand ich das, was mein Goldfischkaiser mir verheißen hatte. Die Fische schwammen munter in der Glocke herum und ich, ich zündete mir eine Manilla an und sang mit Bertram:

„Gold ist nur Chimäre!“

XLII.

Maskenball-Abenteuer.

I.

Eben brachte mein Jockey die Zeitungen. Arthur, in die blaßblauen Wölkchen seiner Dos-Ampygos-Cigarre eingehüllt, schob die japanische Tasse, woraus er seinen Kaffee geschlürft, bei Seite, nahm den Vert-vert und durchflog das Programm der Schauspiele.

— Maskenball im Théâtre des Variétés, rief unser Dandy, die Aschenspitze seiner Havannah an der Divanlehne abstoßend, par Dieu! einen Maskenball darf ein Lebemann, wie ich, niemals versäumen. Da knüpft man im Handumdrehen ein ganzes Alphabet neuer Liebschaften an, da giebt's zärtliche Blicke, Billetdoux, Intriguen, Späße und dann und wann auch ein kleines Duell. Qu'importe? Meine Rappiere fangen zu rosten an, ich habe mich schon sechs lange Wochen mit Niemandem geschlagen, es ist Zeit, daß ich Händel suche, sonst verliere ich alle Routine. Holophernes! rief er.

Der kleine, himmelblaue, silberbetreßte Jockey trat ein.

— Blüthe aller dienstthuenden Geister, Perle aller Jockey's, ehrwürdiges Individuum, putze meine Rappiere, lade meine Pistolen und lege mir meinen rosenfarbenen Domino zurecht, ich will heute den Maskenball besuchen.

Der Kleine eklipsirte sich, kam aber bald zurück.

— So eben brachte man diesen Brief.

— Gieb her, mein Aeffchen! Goldschnitt ... rosenrothes Papier ... ein Siegel mit einem Bouquet und der Inschrift: Lis et crois ... das ist ein himmlischer Duft! Blüthe aller Jockey's, rieche und sage mir, wie heißt dieser Parfüm?

— Patchouly.

— Getroffen, Holophernes, getroffen. — Was wohl dies Billet enthalten mag? Voyons! „Eine Wittwe, die schon seit Monden das Bedürfniß fühlt, Herrn Arthur näher kennen zu lernen, wird heute den Maskenball im Théâtre des Variétés besuchen.“ Hörst Du, mein Holophernes? Eine Wittwe fühlt das Bedürfniß, meine Bekanntschaft zu machen. Ich bin, beim Mahomet! ein geplagter Mann! Zur Zeit des Carnevals giebt's der Wittwen so viele! Aber weiter: „Die Unterzeichnete wird als Colombine erscheinen, die Sie an einem blauen Bande und einer weißen Rose, womit ihr Hut geschmückt, leicht erkennen werden.“ Blaues Band ... weiße Rose ... notire Dir das, Holophernes! „Sie werden ersucht, als Arlequin zu erscheinen und Ihren Hut ebenfalls mit einem blauen Bande und einer weißen Rose zu schmücken. Amalie von D....“ Die gute Dame ist verrückt, wie kann sie einem Manne, wie mir, zutrauen, mein edles Ich in die bunten Lappen eines Arlequins zu hüllen?

— Du ärgerst Dich, fragte der eben eingetretene Edgar, worüber so empört?

— Eine Wittwe, die das Bedürfniß fühlt, mich heute Abend auf dem Maskenball kennen zu lernen...

— Gratulire...

— Höre nur: diese Wittwe verlangt von mir, daß ich als Arlequin erscheinen soll.

— Unglaublich!

— Lies und überzeuge Dich.

— Crasse Zumuthung!

— Ich hätte große Lust, gar nicht hinzugehen.

— Wer weiß, ob es auch der Mühe lohnt.

— Reden wir von etwas Anderm. Hast Du mit dem Pferdephilister gesprochen?

— Eben war ich dort...

— Und was sagt er?

— Er habe schon vor zehn Tagen den fälligen Wechsel von 3000 Francs, die Du ihm für die Apfelstute Judith schuldest, einem Freunde cedirt, der, so viel er wisse, bereits auf Personalarrest angetragen.

— Auf Personalarrest? Ha, ha!

— Du lachst, welch ein Leichtsinn!

— Sei unbesorgt, Edgar. Das wäre der erste Huissier, dem die Kunst gelänge, mich zu erwischen. — Vor zwei Monaten ward ich von dreien zugleich verfolgt; ich lasse mich aber nicht fangen, das wissen die Herren und geben sich gar keine Mühe mehr, meiner habhaft zu werden.

— Vorsicht...

— Ist die Mutter der Weisheit, willst Du sagen; wenn's darauf ankommt, bin ich sehr vorsichtig; so z. B. werde ich heute Abend — doch halt, ich will schweigen.

— Ich an Deiner Stelle ginge lieber gar nicht hin, sagte Edgar und zündete sich ebenfalls eine Havannah an.

Die Freunde rauchten noch ein Weilchen und gingen dann spazieren.

II.

Im Théâtre des Variétés wogte eine bunte Fluth von Masken, die, zu tausend tollen Streichen aufgelegt, bald hier, bald

dort Gelegenheit suchten, sich gegenseitig zu necken, foppen und mystificiren. Musard's Melodien, die das Heer der Vermummten bald zum Galop, bald zum Contretanz aufriefen, entzündeten eine so allgemeine, laute, lärmende Heiterkeit, daß der ganze Saal bald in Lust und Jubel schwamm.

Aus diesem Strome neckend durch einander rauschender Masken tauchte plötzlich ein ungemein gewandter Arlequin empor. Sein Hut war mit einem blauen Bande und einer weißen Rose geschmückt. Das konnte kein Anderer als Arthur sein.

Wo aber weilt die gleichgeschmückte Colombine, die Wittwe, die seit Monden das Bedürfniß fühlt, Arthur's Bekanntschaft zu machen?

Arlequin's Auge schweift durch die dichten Masken-Alleen; wohl gewahrt er mehr als eine Colombine, die aufmunternd seine zärtlichen Blicke erwidert, aber keine von Allen ist mit den bewußten Zeichen geschmückt.

Arlequin, sollte man dich blos gefoppt haben? Nein, nein, man hat dich nicht gefoppt, denn so eben taucht aus dem Ocean der Masken eine schlankgliederige, sylphenleichte Colombine empor. Der schwellende Sammet ihres Nackens, die luftigen Ringe ihrer blonden Locken, der schön geformte Arm, das fein gedrechselte Bein ziehen die Blicke aller Masken auf sich.

Wer mag sie sein, diese schöne, schillernde Colombine, die, gleich einer leichtbeschwingten Libelle, durch die staunenden Reihen ihrer Bewunderer schwirrt?

Der glückliche Arlequin ist der Einzige, der diese Sylphe kennt, der Einzige, der es weiß, daß diese Maske eine Wittwe ist, die seit Monden das Bedürfniß fühlt, ihn kennen zu lernen.

Und dennoch scheint sie ihn zu fliehen. Arlequin hascht nach Colombinen, wie ein Kind nach einem Falter, der von Blume

zu Blume hüpft. Bald zeigt sie sich dort, bald zeigt sie sich hier, und will er sie festhalten, dann ist sie verschwunden.

Räthselhafte Colombine, warum fliehst du Den, den du suchst? Warum treibst du mit dem Gegenstande deiner Liebe ein so grausames Spiel? Arlequin schmachtet ... Arlequin seufzt ... Arlequin schwitzt ... und die Wittwe, die seit Monden das Bedürfniß fühlt, ihn kennen zu lernen, Colombine lächelt ... Colombine erscheint ... Colombine verschwindet.

— Mort de ma vie, das ist zum Rasendwerden!

Plötzlich taucht aus der Fluth der Masken auch ein Pantalon empor; er heftet sich wie ein Schatten an Arlequins Ferse und verfolgt ihn, wie Mephistopheles den Faust. Der rothstrümpfige Teufel scheint nichts Gutes im Sinne zu führen, denn warum lächelt er so höhnisch, weshalb folgt er ihm auf Schritt und Tritt, warum sieht er so häufig auf die Uhr, und warum flieht er so scheu und ängstlich wie ein Dieb, wenn er sich von Arlequin bemerkt glaubt? Ist diese Wittwe etwa keine Wittwe? Ist dieser Pantalon etwa ihr Gemahl, der, von Eifersucht hierher getrieben, auf Rache sinnt? Armer Arlequin, der Du so sorglos deine Colombine umflatterst, am Ende droht Dir ein Unglück, am Ende bekommst Du noch Prügel!

Es schlägt Drei. Ebbe tritt in die Fluth der Masken ein. Es schlägt Vier ... es beginnt zu tagen ... da winkt Colombine mit dem Finger und eilt zur Thür hinaus... Arlequin folgt ihr... Colombine springt in einen Wagen hinein und winkt ihm abermals... Arlequin folgt diesem Winke und sitzt bald darauf neben ihr.

Der geheimnißvolle Pantalon, der Beide einsteigen gesehen, schwingt sich blitzschnell auf den Hintertheil des Wagens. Jede seiner Bewegungen verräth das Bewußtsein des sichern Triumphs. Armer Arlequin, könntest Du hinter Deinem Rücken das höh-

nische Grinsen Deines Feindes sehen, Du würdest zittern und beben vor der Gefahr, die Deiner harrt.

Der Wagen jagt pfeilschnell durch die schneebedeckten, öden, menschenleeren Straßen.

— Schöne Unbekannte, rief Arlequin, mit liebevoller Glut Colombinens Hand an seine Lippen drückend, wie können Sie so grausam sein, mich noch länger auf die Folter zu spannen?! Weshalb wollen Sie mir noch immer nicht Ihr schönes Antlitz zeigen? Weg, weg mit dieser neidischen Larve, die mir so lange Ihre Züge vorenthält.

— Sind Sie denn auch wirklich Arthur, mein Arthur? O, sagen Sie mir noch einmal, daß Sie kein Anderer sind...

— Noch einmal, ich bin Arthur, nun nehmen Sie aber auch Ihre Larve weg und lassen Sie mich Ihr holdes Antlitz sehen.

— Erst dann, Arthur, wann wir am Ziele sind, wird diese Larve fallen; eher kann, eher darf ich mich nicht demaskiren.

— So sagen Sie mir wenigstens, wer Sie sind.

— Ich bin ... nein, Arthur, ich kann, ich darf es Ihnen jetzt nicht sagen.

— Jetzt nicht, wann denn?

— Wann wir am Ziele sind, werden Sie Alles, Alles erfahren.

— Sie machen mich neugierig.

— Dringen Sie nicht in mich, Ihnen früher, als es geschehen darf, ein wichtiges Geheimniß zu verrathen.

— Ich sitze auf Kohlen.

— Ich auch, Arthur.

— O, wären wir doch schon am Ziele! Wo wohnen Sie?

— Am Ende der Stadt: in der Gegend von Tivoli.

— Es ist so finster, daß ich nicht sehen kann, wo wir uns jetzt befinden.

— Wir sind in der Rue Caumartin.

— Also nicht mehr fern vom Ziele?

— Dank dem Himmel, nein! Doch bevor wir aussteigen, habe ich eine kleine Bitte an Sie.

— Welche, meine Theure?

— Sie müssen sich jetzt von mir die Augen verbinden lassen.

— Die Augen verbinden lassen? Ei, warum denn das?

— Sie dürfen das Haus, in dem ich wohne, erst dann kennen, wenn Sie es wieder verlassen.

— Weshalb all' diese geheimnißvollen Umstände?

— Sie sind zu Ihrer und meiner Sicherheit nöthig.

— Eh bien, Madame, verbinden Sie mir die Augen. Blindlings folge ich Ihnen bis ans Ende der Welt.

— Sie lieber, guter Arthur, hauchte die zärtliche Colombine und band ihm mit ihrem Shawl die Augen zu. Schwören Sie mir nun, mein Arthur, diese Binde nicht eher abzunehmen, als bis ich's Ihnen erlaube...

— Sie verlangen sehr viel von mir...

— Wollen Sie das nicht, Arthur, so muß ich Sie bitten, auszusteigen.

— Wohlan, ich schwöre!

In demselben Augenblick hielt der Wagen vor einem großen Hôtel.

— Wir sind am Ziele! rief Colombine.

Der Kutscher ließ sich langsam vom Bock herab, um den Wagenschlag zu öffnen. Der geheimnißvolle Pantalon hatte unterdessen so viel Zeit gewonnen, leise an's Hausthor heranzuschleichen, um es mit dem Schlüssel, den er aus der Tasche zog, so sachte als möglich aufzuschließen.

Colombine faßte den verbundenen Arlequin unter den Arm und führte ihn in das geheimnißvolle Haus, das bald darauf von Pantalon vorsichtig zugeschlossen ward.

Colombine führte ihren Arlequin in ein matt erleuchtetes Zimmer zu ebener Erde.

— Wenn ich dreimal in die Hände klatsche, werfen Sie Ihre Binde ab...

Nach einer kleinen Pause klatschte es einmal, zweimal, dreimal.

Arlequin riß sich die Binde von den Augen. Colombine war verschwunden, vor ihm stand der verlarvte Pantalon.

— Himmel, wo bin ich? fragte Arlequin.

— Im Schuldgefängniß, mein Herr, erwiderte Pantalon, sich demaskirend.

— Herr, wer sind Sie?

— Ich bin der Huissier, der mit seinem Kollegen eine Wette eingegangen, daß Herr Arthur, mittelst einer fein ausgesonnenen List, gutwillig in die Falle gehen wird. Der Brief, der Herrn Arthur zum Rendezvous eingeladen, war von meiner Frau geschrieben...

— Wie, diese reizende Colombine wäre Ihre Frau?

— Zu dienen, mein Herr.

— Und Sie glauben wirklich, daß Sie vermittelst dieser List Ihre Wette gewonnen und Herrn Arthur in die Falle gelockt?

— Allerdings, sagt der Huissier, sich schadenfroh die Hände reibend.

— Sie irren, mein superkluger Huissier, ich bin nicht Herr Arthur von S...., sondern dessen Freund, Edgar von T...

— Sie sind nicht Herr Arthur? Das kann Jeder sagen, aber nicht Jedem wird geglaubt. Sie bezahlen diesen Wechsel von 3000 Francs, oder bleiben hier, da hilft keine Finte.

— Ich versichere Sie auf mein Ehrenwort, ich bin nicht Ihr Schuldner ...

— Ehrenwort hin, Ehrenwort her, Sie bleiben mein Gefangener!

III.

Am andern Morgen erhielt Arthur die Nachricht, daß Edgar für ihn eingesperrt worden sei.

Zum Glück hatte Arthur Abends vorher bei Frascati 200 Louisd'ors gewonnen.

Es war nun beiden Freunden geholfen.